



Boeßneck-Meyer-Haus der ehemaligen Textilfabrik „Palla“ in Glauchau

Rettet die „Palla“ in Glauchau!

Sebastian Dämmler, Netzwerk Industrie.Kultur.Ost

Seite 3

Großstadt gestalten – Urbanität im Wandel

Prof. Dr. Wolfgang Sonne, TU Dortmund

Seite 5

INHALTSVERZEICHNIS

Editorial	2
Titelthema	
Rettet die ehemaligen Textilwerke „Palla“ in Glauchau! <i>Sebastian Dämmler, Netzwerk Industrie.Kultur.Ost</i>	3
Leitartikel	
Großstadt gestalten – Urbanität im Wandel <i>Prof. Dr. Wolfgang Sonne, TU Dortmund, Jochen Rack, Deutschlandfunk</i>	5
100 Jahre Bauhaus – Der zweite Bauhausdirektor Hannes Meyer <i>Gert Rehn, Stadtforum Chemnitz</i>	13
Hannes Meyer als Vorbild – der Hannes-Meyer-Preis <i>Christian Hartwig, Arbeitskreis Innenstadt e. V., Halle (Saale)</i>	14
Aus den Stadtforen	
500 Jahre Industriekultur in Leipzig und Region <i>Dave Tarassow, Industriekultur Leipzig e. V.</i>	16
Zittaus Kulturhauptstadt-Bewerbung und ihr Umgang mit Baukultur <i>Matthias Böhm, Stadforum Zittau</i>	18
„Neubau-Verwahrlosung“ historisch bedeutsamer Stadtareale in Dresden <i>Sebastian Storz & Susanne Reichle, Forum für Baukultur e. V., Dresden</i>	21
Wiederbelebung eines Altstadtviertels – Eigentümmernoderation und Vernetzung in Halle-Glauchau <i>Gernot Lindemann, Leipzig</i>	23
Umbau der Alten Aktienspinnerei zur Bibliothek der TU Chemnitz <i>Gert Rehn, Stadtforum Chemnitz</i>	26
Gefährdete Spinnmühlen im Erzgebirge – ein Überblick <i>Gert Rehn, Sächsischer Arbeitskreis Spinnmühlen</i>	27
Netzwerknachrichten	
Zum 85. Geburtstag des Formgestalters Karl Clauss Dietel	32
Kurzvorstellung I: „Stadt in der Stadt“ – Traumhaus als Kindheitstraum	33
Kurzvorstellung II: „Provinzvoller“ Leben – das Kulturprojekt Kloster Posa	34
Meldung I: Gründung des Vereins Stadt und Schloss Mutzschen e. V.	35
Meldung II: Stadtforum Altenburg – eine erstaunliche Entwicklung	36
Nachruf: Peter Gzik vom Stadtforum Altenburg	37
Bericht: 13. Vernetzungstreffen der Stadtforen Mitteldeutschlands	37
Informationen	39
Initiativen zur Bewahrung unseres baukulturellen Erbes, Autorenverzeichnis, Abbildungsverzeichnis, In eigener Sache, Kontakte, Bezugsmöglichkeiten, Impressum	

Editorial

Liebe Leserin und lieber Leser,

in der vierten Ausgabe des Netzwerkmagazins STADTFORUM widmen wir uns wieder Themen, mit denen sich das Netzwerk und dessen Mitglieder im vergangenen Jahr beschäftigt haben. Einen Schwerpunkt bildet hierbei wie auch in den vergangenen Jahren die Industriekultur. Neben aktuellen Entwicklungen zum Erhalt der sächsischen Spinnmühlen wird vor allem der akut drohende Abriss der ehemaligen Textilwerke „Palla“ in Glauchau thematisiert. Ein Vorgang, der sprachlos macht!

Derartigen Abrissplänen möchten wir jedoch erfreuliche Entwicklungen gegenüberstellen. Vor allem die Kulturhauptstadtwerbung Zittaus verdeutlicht, dass auch von schrumpfenden Kleinstädten mit großen wirtschaftlichen und demografischen Problemen bemerkenswerte Impulse für die Entwicklung einer Region ausgehen können. Die Mitglieder des Netzwerks werden sich auf dem nächsten Vernetzungstreffen im April 2020 in Zittau vor Ort darüber informieren.

Ein außerordentlich positives Beispiel für die Revitalisierung von jahrelang vernachlässigten Innenstadtquartieren wurde auf dem 13. Vernetzungstreffen im April 2019 in Altenburg vorgestellt und von der Redaktion in die vorliegende Ausgabe des STADTFORUMs als Textbeitrag aufgenommen. Es zeigt, wie innerhalb weniger Jahre durch den Einsatz eines Eigentümermoderators nicht nur die hohe Leerstandsquote in dem Altstadtviertel

Halle-Glauchau deutlich verringert werden konnte, sondern sich auch die öffentliche Wahrnehmung des Viertels grundlegend positiv wandelte.

Ein weiteres Thema ist theoretischer Art, nämlich die Reflexion über die Stadtbaukunst in vergangener und heutiger Zeit. Es gibt für uns gute Vorbilder, die unbedingt bei der Gestaltung unserer Städte als Richtlinie dienen sollten. Viel zu viel ist bereits in den Innenstädten, aber auch in den Randgebieten an chaotischer Bebauung zugelassen worden.

Darüber hinaus hat die Redaktion des Netzwerkmagazins wieder Artikel zu teilweise sehr unterschiedlichen Themen ausgewählt, um das Engagement der Netzwerkmitglieder in seiner gesamten Breite darstellen zu können. Die Artikel wurden von engagierten Mitgliedern des Netzwerks Stadtforen Mitteldeutschland verfasst, außerdem von Herrn Prof. Dr. Sonne mit dem Deutschlandfunk.

Wir hoffen, dass die von uns ausgewählten Themen Ihr Interesse wecken und die Anliegen unserer Bürgerinitiative die Beachtung erfahren, die ihnen gebührt.

Ihre Redaktion

Titelthema

Rettet die ehemaligen Textilwerke „Palla“ in Glauchau!

Sebastian Dämmler, Netzwerk Industrie.Kultur.Ost, Zwickau

Aktuelle Situation

Kaum ein anderes sächsisches Baudenkmal hat in den vergangenen Monaten eine solche Achterbahnfahrt erlebt, wie die ehemaligen Textilwerke „Palla“ in Glauchau. Bisher konnte leider kein Käufer für das großartige Ensemble von Gebäuden der ehemaligen Webereien Ernst Seifert und Boeßneck & Meyer gefunden werden. Gemäß eines Stadtratsbeschlusses aus dem Jahr 2012 verkündete die Stadt Glauchau daher im Mai 2019 die Beantragung von EFRE-Fördermitteln für den Abriss. Hintergrund des Abrisseifers ist das Auslaufen der EFRE-Förderung im Jahr 2020. Der Glauchauer Denkmalverein und das Netzwerk Industrie.Kultur.Ost hatten daraufhin eine Petition mit dem Titel „Rettet die Palla“ initiiert. Fast 1.400 Unterschriften konnten für den Erhalt der „Palla“ gesammelt werden. Ziel der Petition war die Revision des Stadtratsbeschlusses zum Abriss der „Palla“ aus dem Jahr 2012. Der Petitionsausschuss des Stadtrates lehnte die Petition Anfang November jedoch ab. Damit ist ein weiterer Tiefpunkt der Diskussion erreicht. Übereilt will die Stadt eines der regionalgeschichtlich interessantesten Gebäude in Glauchau abreißen lassen.

Die „Palla“ steht wie kein zweites Gebäude als markanter Industriebau am Eingang zur Innenstadt für die Industriegeschichte der ehemaligen

Webereistadt. Im ehemaligen Textilrevier Westsachsen nimmt die „Palla“ hinsichtlich Größe, Baustil und historischer Bedeutung eine Ausnahmestellung ein. An vielen Orten der Stadt wurden aus architektonisch und historisch wertvollen Industriebauten umzäunte Wiesen. Dieses Schicksal droht nun auch diesem Prachtbau des Neobarock und Neoklassizismus. Ein Abriss wäre nicht nur eine Schande für die Selbstdarstellung der gesamten Stadt, sondern auch ein Identitätsverlust für den Freistaat Sachsen.

Mögliche Nutzungskonzeption

Unter dem Gesichtspunkt der Bedeutung der „Palla“ für Glauchau und die Region Westsachsen ist der Abriss der denkmalgeschützten Gebäude keine Option, um den aktuellen städtebaulichen Missstand zu bewältigen. Es ist Aufgabe der Stadt Glauchau und des Freistaates Sachsen, der „Palla“ neues Leben einzuhauchen. Für einen derartigen Prozess gibt es ver-



Ernst-Seifert-Haus der ehemaligen Textilfabrik „Palla“

schiedene Wege und Lösungen. Um zu zeigen, dass die Rettung der „Palla“ nicht aussichtslos ist, möchte das Netzwerk Industrie.Kultur.Ost an dieser Stelle einen Lösungsweg skizzieren.

Grundlage einer gezielten Erhaltung ist die Trennung des 200 Meter langen Gebäudekomplexes in vier Einheiten, die separat behandelt werden. Die „Palla“ lässt sich damit in Villa, Ernst-Seifert-Haus, Zwischenbau und Boeßneck-Meyer-Haus trennen. Diese lassen sich am Immobilienmarkt besser verkaufen als der gesamte Komplex, der immerhin eine Fläche von drei Hektar umfasst. Insbesondere die südliche Hälfte mit dem Ernst-Seifert-Haus sowie die Villa sollten am Immobilienmarkt angeboten werden. Durch die rückwärtigen Freiflächen sind die für die spätere Nutzung notwendigen Flächen für Parkplätze und Neubauten vorhanden. Denkbar wären vom Ärztehaus, Pflegeheim, StartUp-Zentrum bis zum Museum verschiedenste Nutzungen.



Treppengalerie im Haupteingang des Ernst-Seifert-Hauses

Der Zwischenbau ist nutzungstechnisch ein Sorgenkind, da er eine beachtliche Größe mit viel Fassadenfläche aufweist, aber durch die geringe Bauwerkstiefe wenige Nutzungen zulässt. Ein Teilabriss ist hier in Betracht zu ziehen. Unter der Maßgabe, dass die Fassade konstruktiv erhalten bleibt, ist auch ein Parkplatz vorstellbar. In unmittelbarer Nähe des Bahnhofs Glauchau würden sich P+R-Flächen anbieten.

Der Eckbau (Boeßneck-Meyer-Haus) sollte im Besitz der Stadt Glauchau bleiben. Durch städtische Entwicklungsmaßnahmen könnte der Scherbergplatz als Tor zur Innenstadt eine Aufwertung erfahren. Ein öffentlicher Saal im ersten Obergeschoss des Boeßneck-Meyer-Hauses würde kulturelle Veranstaltungen ermöglichen. Weitere Flächen wären nutzbar für die vielen Vereine der Stadt, für ein Stadtteilcafé oder ein „Junges Kino“. Es könnte ein Gebäude für alle Bürger der Stadt sein und für junge Menschen neue Angebote schaffen. Ein Bauwerk mit dieser stadthistorisch bedeutsamen Geschichte eignet sich dazu vorzüglich. Erfolgreiche Modelle zeigen, dass solche Entwicklungen auch durch Wohnungsbaugesellschaften vollzogen werden können, entscheidend für die Sanierung ist die Einhaltung von niedragschweligen Prozessen zur Kosteneindämmung. Die Erhaltung von Bauwerkelementen der Altnutzung garantiert Marketingerfolge und gäbe dem Boeßneck-Meyer-Haus überregionale Alleinstellungsmerkmale.

Diese Nutzungsvorschläge sind fiktive Gedankengänge mit konsequenten Inhalten. Sie zeigen aber auch, dass die „Palla“ kein toter Ort ist. In ihr schlummert Potential für die Stadt Glauchau, mit Willen, Herz und Engagement kann daraus Wirklichkeit werden.

Leitartikel

Großstadt gestalten – Urbanität im Wandel

Der Architekturtheoretiker Prof. Dr. Wolfgang Sonne im Gespräch mit Jochen Rack

Jochen Rack: Herr Sonne, Stadtbaukunst, das hört sich relativ utopisch an, als eine Disziplin, die sich also mit der Schönheit des Städtebaus beschäftigt. Tatsächlich ist es aber ja oft so, dass unsere Städte eher einen unwirtlichen Eindruck machen, dass wir es also mit nicht sehr lebendigen Quartieren zu tun haben, oft auch mit hässlichen Schachtelhäusern, mit einer Verkehrsinfrastruktur, die die Städte vielfach auch nicht besonders lebenswert macht.

Wolfgang Sonne: Ein Spiegel ist es bestimmt, denn in gewisser Weise kann man im Nachhinein das, was in der Architektur und im Städtebau geschieht, immer als Spiegel und Folge dessen auch beschreiben, was eben sonst an Bedingungen da ist. Da sprechen Sie auch gleich einen spannenden Punkt an, der mich als Historiker, der zugleich aber bei Planern lehrt und selber auch Wertvorstellungen für die Zukunft hat... Ich selber würde immer sagen, alleine das Betrachten, wie es war und wie es kam, reicht nicht aus, man muss sich auch Rechenschaft darüber ablegen, was einen selber antreibt und wie man es haben möchte. Und tatsächlich sind viele, gerade auch neuer geplante städtebauliche Situationen heute nicht so, dass man sie mit einem großgeschriebenen Begriff Stadtbaukunst benennen würde. Und genau da haben wir uns im Deutschen Institut für Stadtbaukunst zusammengesetzt und haben gesagt, hier muss man eigentlich wieder etwas erreichen, nämlich schöne, lebendige Quartiere, wie wir sie ja kennen aus verschiedenen Altstädten, aus verschiedenen Zeiten, aus verschie-

denen Zusammenhängen – übrigens Altstadt heißt dann auch ein schönes Wiederaufbauquartier der 50er Jahre, das kann durchaus modern sein. Und dazu haben wir eben diesen Begriff der Stadtbaukunst gewählt, denn Stadtbaukunst war ein Programm der frühen Moderne im 20. Jahrhundert, wo Architekten, aber auch die Verkehrsingenieure, die Grünplaner gesagt haben, es reicht nicht aus, den Boden nur von Landvermessern aufteilen zu lassen und die Bauingenieure Kanäle legen zu lassen, sondern auch als Architekten müssen wir Städtebau wieder begreifen als eine dreidimensionale Kunst, wir müssen Stadtbaukunst machen, die das alles mit einschließt.

Jochen Rack: Dann muss ich natürlich die Frage stellen, wie kommt es dazu, dass wir im 21. Jahrhundert an Ideen des frühen 20. Jahrhunderts anknüpfen müssen? Was ist denn aus Ihrer Sicht im Wesentlichen schiefgelaufen in der Art und Weise, wie wir Städte im 20. Jahrhundert gebaut haben?

Wolfgang Sonne: Also, es gibt vielleicht zwei, drei Stränge, wo die Wege in die falsche Richtung gingen. Der erste Strang ist, dass man in Ablehnung der überbelegten Stadt des Industriezeitalters, des 19. Jahrhunderts gesagt hat, wir dürfen gar keine Städte mehr bauen, sondern wir wollen Gartenstädte, die ja als Anti-Städte konzipiert waren, oder Siedlungen, das heißt, das monofunktionale Wohnen im Grünen. Und das hat tatsächlich fast 100 Jahre lang viele Flächenentwicklungen, wie es dann ja auch heißt, geprägt. Ein zweiter großer anderer Strang war die



Blick zur Zentralhaltestelle und zum Kaufhof in Chemnitz. Im Vordergrund die vierspurige Bahnhofsstraße – unwirtlich und nicht urban

Entwicklung des Automobils und dann die Idee, dass dieses neue Verkehrsmittel die Stadt von Grund auf verändern müsse geradezu. Also, die autogerechte Stadt, die uns heute ja als Schreckbild erscheint, die war in den 50er Jahren ein positives Leitbild, und man dachte, man tut der Menschheit damit etwas Gutes, wenn man Quartiere abreißt und sanft geschwungene Schneisen da hindurch legt, auf denen man elegant fahren kann. Und ein dritter Punkt, wo salopp gesagt doch einiges schief lief, ist die zunehmende Spezialisierung, die dazu geführt hat, dass wir Verkehrsingenieure haben, dass wir Stadtplaner, Raumplaner haben, dass wir Architekten haben, dass wir die Landschaftsarchitekten haben – und dass viele dieser Disziplinen jeweils ihren eigenen Bereich ganz wunderbar beackern können, aber den anderen Bereich oder die Implikationen nicht sehen. Das heißt,

der Verkehrstechniker darf eben nicht nur den Schwenkradius eines LKW betrachten, und so groß muss dann die Kurve in der Stadt angelegt werden, sondern man muss sich auch überlegen, was bedeutet das stadträumlich, wenn ich eine Kreuzung völlig aufweite, was bedeutet das für die Nutzung, wenn ich da nicht mit Häusern am Straßenrand stehe und deswegen dann keine Geschäfte mehr unten haben kann und so weiter. Also, die Dinge spielen ineinander, und dieses Zusammenspielen der unterschiedlichen Fachdisziplinen, die es heute gibt, die man auch nicht aufheben wird, aber das Zusammenspiel, das ist in der Stadtbaukunst ganz wichtig.

Jochen Rack: Also, ich verstehe Sie richtig, Sie plädieren für einen interdisziplinären Stadtbau, der das verschiedene Knowhow der Disziplinen zusammen-

bringt. Aber ich will noch mal zurückkommen zu der Frage, warum denn diese Funktionstrennung in der Stadt des 20. Jahrhunderts sich so ausgeprägt hat? Hat es zu tun auch mit einem Erbe der modernistischen Architekturtheorie, also etwa, wenn wir an Le Corbusier denken?

Wolfgang Sonne: Le Corbusier war ein ganz großer Verbreiter dieser Idee, er hat sie aber nicht erfunden. Also, der erste, der es wirklich in der Stadtplanungs- oder Städtebauteorie ganz fest verankert hat, dass es einzelne Zonen mit einzelnen Funktionen geben sollte, das war Ebenezer Howard bei der Gartenstadt. Und von dort hat es Le Corbusier übernommen und er hat es natürlich populär gemacht in der Charta von Athen, die dann ja erst 1933 publiziert wurde, mit der Aufteilung in Funktionen. Und dann war die Funktionsbestimmung für eine, ich sage mal eher legislativ, also über Gesetze operierende Stadtplanung ganz praktisch, um bestimmte Dinge zu regeln, wenn man nicht durch einen wirklichen Bebauungsplan etwas regeln wollte. Das heißt, dieses Mittel, Flächen, Boden aufzuteilen nach Funktionen war einfach ungeheuer simpel und gleichzeitig auch pragmatisch. Und letztendlich ist natürlich auch dieser Glaube, die Moderne müsse so sein, wie die Avantgarde das gesagt hat, der hat natürlich auch noch mit dazu geführt, das dann auch wieder zu verbreiten. Und da haben wir viel zu lange zum Beispiel an dieser Ideologie der Funktionstrennung festgehalten. Wenn ich noch kurz einschleichen darf: Das Absurde ist, dass wir zwar heute sagen mit der Leipzig-Charta, wir wollen die gemischte Stadt, die dichte Stadt, die europäische Stadt. Wir haben in Deutschland aber immer noch eine Baugesetzgebung, nämlich in der Baunutzungsverordnung, die aus den 60er Jahren stammt, wo alles schön in der

Flächenaufteilung in Funktionen aufgeteilt ist. Das heißt, da geht es nicht primär um Baudichten oder um Raumschaffung oder sonst was, sondern da geht es darum, zu sagen, hier ist Wohnen so intensiv, da ist Wohnen ein bisschen intensiver, da ist der Verkehr, da habe ich Arbeiten, da habe ich Einkaufen. Und dann habe ich ein gemischtes Gebiet, und auch da ist dann einiges so geregelt, dass ich nicht mischen kann, wie es die Stadt vielleicht wirklich braucht. Das sind sozusagen Folgen all dieses.

Jochen Rack: Wenn wir es vielleicht mal an einem Beispiel konkret machen um zu verstehen, was eigentlich die Tragik, das Dramatische, das Katastrophische an dieser funktionsgetrennten Stadt ist, deren Entstehung wir diesen modernistischen Ideen verdanken. Weshalb wollen wir eigentlich von diesem Modell weg?

Wolfgang Sonne: Was wir heute oft haben, ist ja ein relativ gemischter Stadtkern mit Erweiterungsgebieten. Und dann sind es eigentlich die Andockplanungen des 20. Jahrhunderts, sprich, die neuen Großsiedlungen am Rande, die dann nur Wohnsiedlungen sind, oder die durchgeschlagenen Autobahnen, die natürlich nur Verkehrswege sind, und das auch nur für das Auto. Eine normale Straße in der Stadt ist ja für Fußgänger, Radfahrer, Autos, und man macht nicht nur Bewegung dort, sondern man steht auch vor dem Schaufenster, man spricht mit jemandem. Also, der Straßenraum ist ja was ganz anderes, als ein reiner Mobilitätsraum, wie das die Autobahn ist. Und dann, was weiß ich, haben sie wieder strikt davon getrennt die Erholungszonen, die wir heute gern auch gleich als Naturschutzgebiete sehen. Was weiß ich, wenn Sie umgekehrt denken, wie ein Park, wie der Central Park in New York ganz eng verknüpft ist

auch mit der umliegenden Bebauung, mit der umliegenden Nutzung, ist das eben gerade nicht die getrennte und wiederum isolierte Naturzone. Also, wir haben viel diese Flächen, natürlich das Schlimmste die Gewerbegebiete am Rand der Stadt, wo wir heute das Gewerbe, was gut in einem Innenhof im Stadtbereich sein könnte, nach außen drängen, sodass ich dann die Folge habe, wenn ich da beim Schreiner etwas kaufen will, muss ich das Auto nehmen, um dahinzufahren. Stattdessen könnte ich es – in einem Quartier, wo ich eine Blockrandbebauung habe und im Hof auch eine Schreinerei unterbringen kann – stattdessen könnte ich es eigentlich um die Ecke haben, wenn ich es funktionsgemischt hätte.

Jochen Rack: Nun ist ja diese Kritik an dieser funktionsgetrennten Stadt eigentlich relativ alt inzwischen. Sie sind 1965 geboren, da war der Essay von Alexander

Mitscherlich schon auf dem Markt, „Die Unwirtlichkeit unserer Städte“, das ist ein berühmter Essay gewesen jener Jahre. Und auch, es gab das Buch von Jane Jacobs, „The Death and Life of Great American Cities“. Da hat sie schon damals eigentlich moniert, dass diese Funktionstrennung schlecht sei, weil eben der Straßenraum mehr sein soll als etwa nur eine Trasse für Verkehr, sondern dass da diese Begegnungszonen stattfinden, von denen Sie jetzt gesprochen haben, also eine irgendwie gemischte Stadt. Da muss ich fragen, warum ist es eigentlich so, dass es so lange gedauert hat, bis wir von der Idee weggekommen sind und wie bauen wir die Städte jetzt sinnvoll um, denn das Zeug ist ja alles da, das bringt man nicht so schnell weg.

Wolfgang Sonne: Ja, warum das so lange gedauert hat, ist tatsächlich eine Frage, wo man manchmal davorsteht



Urbanes Leben in der Pariser Innenstadt

und fragt sich, ob es so etwas wie eine, sagen wir mal, geistige Trägheitszeit gibt. Auf der anderen Seite finden Sie heute es überall, dass für die städtischen und auch neu zu planenden städtischen Gebiete die Forderung gilt, funktionsgemischt, funktionsvielfältig zu planen. De facto wird es aber auch noch viel zu wenig gemacht. Das heißt, in der Theorie wissen wir es jetzt seit 50, wenn nicht sogar 60 Jahren. In der Praxis wird es versucht seit 30 Jahren, aber immer nur wieder in Ansätzen umzusetzen. Und oftmals ist das dann auch so eine, ich sage mal, Investitionsscheu. Ich spreche manchmal mit Wohnungsbauunternehmen, die sind halt gewohnt, ihr Standardmodell der Doppelhaushälfte anzubringen auf irgendeiner Baufläche, weil sie wissen, das kriegen sie verkauft. Aber jetzt zu sagen, na gut, ich probiere doch einen städtischen Bebauungstyp, der ein bisschen mehr in die Höhe geht, den Blockrand schließt, wo ich unten auch anderes unterbringen kann, vielleicht sogar Gewerbe im Hof, aber weil ich seit 20 Jahren weiß, das andere Modell verkaufe ich gut, denke ich nicht darüber nach. Also, es gibt da so eine Strukturlangsamkeit auch, und da gibt es viele Gründe. Historisch gesehen, wenn man dann noch mal zurückschaut, ist es eigentlich geradezu absurd, man kann sagen, wirklich tragisch, dass die Kritik an der Funktionstrennung und auch die Kritik an der viel zu lockeren und auch der autogerechten Stadt um 1960 mit allen Argumenten eigentlich voll da ist – und die wirklich großen Stadtzerstörungen und -sanierungen dann erst anfangen, die kommen in den 60er und 70er Jahren. Ich finde das insofern auch immer ganz wichtig, das zu zeigen, als man sehen kann, dass es eben auch in den 60er Jahren nicht einen Mainstream gab oder nur eine Meinung oder eine gar historisch notwendige Entwicklung nach

dem Motto: Wir haben ja damals nicht anders gekonnt. Das hören Sie heute öfters noch von älteren Planern, man habe halt damals Großsiedlungen gebaut, man hätte es nicht anders gekonnt. Es gab andere Stimmen, aber man wollte sie nicht hören.

Jochen Rack: Verstehe ich Sie richtig, dass Sie sagen, das Immobilienkapital, diejenigen, die investieren in den Stadtbau, die bestimmen zu sehr das Feld und die Stadtbaupolitik, die ja in der Lage ist durch Gesetzgebung, durch Vorschriften, durch allerlei Auflagen den Städtebau zu regulieren, die hat sich zu wenig da eingemischt?

Wolfgang Sonne: Im 20. Jahrhundert ist eher das Problem, dass über planerische und staatliche Regulierungen die Stadt zu sehr kaputtgemacht wurde, nämlich in gewisser Weise durch falsche Regulierung. Also, die Zonierung hat ja nicht die Privatwirtschaft erfunden, sondern das haben sich ein paar Fachleute ausgedacht und das wurde dann staatlich – am radikalsten in den sozialistischen Ländern – umgesetzt. Umgekehrt, wenn Sie historisch mal ganz in die Breite schauen, schon in der Antike, aber auch Mittelalter, frühe Neuzeit: Städte sind ja eigentlich vom vielfältigen Privatkapital geprägt. Da gibt es viele Eigentümer, die Interessen haben, die dann auch bauen und sich zu Gesetzen zusammenfinden. Und so würde ich auch heute denken, eine falsche staatliche oder kommunale Planung ist fast noch schlimmer, als wenn man mehrere kleinere Private etwas machen lässt, denn eigentlich tendiert das private Investitionskapital dazu, Boden doch maximal auszunutzen, möglichst vielfältig Dinge geschehen zu lassen, in einen Austausch zu kommen mit den anderen. Und insofern müsste heute die

staatliche Regulierungspolitik bei der Stadtplanung eigentlich schauen, dass sie dem Markt solche Gesetze gibt, dass tatsächlich mehrere, viele, kleine Private tatsächlich Häuser in der Stadt machen können und Städtebau betreiben können. Das größte Problem sind wahrscheinlich die Fonds, die in Immobilien investieren, an denen sie nach fünf Jahren schon kein Interesse mehr haben, wo natürlich dann auch eine Bauqualität rauskommt, die sich nach fünf Jahren mehr oder weniger amortisiert haben muss und wo es dann wurscht ist, wie es aussieht, und es kann dann auch kaputtgehen. Das ist natürlich das Tragischste, und bei solchen Großinvestitionen, die natürlich meistens über große Wohnungsbaugesellschaften dann laufen, da muss die Stadt die entsprechende städtebauliche, funktionale und auch gestalterische Regulierung wirklich streng vorgeben.

Jochen Rack: Da gibt es ja jetzt zwei Städte, die wir als Beispiel vielleicht mal anführen können, München und Wien. Die sind ja insofern in der Stadtbaupolitik interessant geworden, weil München also etwa vorschreibt, wenn Sie eigene Grundstücke haben, dass durch die sozialgerechte Bodennutzung Wohnungen entstehen, die auch leichter finanzierbar sind, die also gedeckelt sind von der Preisstruktur. Die Vorschrift ist, dass sozial gemischte Viertel entstehen. Und in Wien ist es noch mal etwas anders, aber auch da wird oft gesagt, also, weil ein Großteil des Immobilienbesitzes in städtischer Hand ist und der Sozialwohnungsbau wesentlich stärker vorangetrieben wurde, als das in Deutschland der Fall ist, dass in diesen beiden Städten also etwa dieses Prinzip einer sozialen Mischung eigentlich auf positive Weise befördert wird, weil die Städte etwas in die Hand nehmen.

Wolfgang Sonne: Genau, würde ich sofort unterstreichen. Das Münchener Modell ist, sagen wir mal, sehr fein austariert. Und das gibt es ja in verschiedenen Städten, dass also ein bestimmter Sozialwohnungsanteil einfach gefordert wird, auch bei größeren Bauvorhaben. Das halte ich auch für dringend notwendig. Und das Wichtige ist, dass dann aber auch geschaut wird, dass es sowohl im Quartier und eventuell auch im Haus entsprechend verteilt ist, dass sich nicht doch wieder eine Partial- oder Teilsegregation da abbildet. Wien hat, da beneidet heute Wien jeder drum, eben den sozialen Wohnungsbau aus kommunaler Hand nie weggegeben und hat das nie aufgegeben und das ist natürlich ein riesiges Pfund. Ich verstehe eigentlich überhaupt nicht, weshalb wir heute bei der Frage des sozialen Wohnungsbaus fast ausschließlich über Finanzmittel, die dann an Dritte gegeben werden vom Staat, oder auch Gesetzgebung operieren, und nicht auch zu dem Mittel greifen, was beispielsweise Wien in den 20er Jahren ja wirklich vorbildlich gemacht hat und was heute in der Architektur und Städtebaugeschichte hoch geschätzt wird, nämlich tatsächlich hochwertige Immobilien selbst zu errichten und dauerhaft zu behalten und zu besitzen.

Also, für mich macht es auch überhaupt keinen Sinn, warum man sagt, ich investiere jetzt in Sozialwohnungen, die Neubauwohnung ist ohnehin immer die Teuerste. Das muss dann so billig sein, dass es eigentlich nicht geht. Und nach zehn oder 15 Jahren fällt das dann aus der Bindung raus, und dann, ich sage mal absurd, kann man die heute schäbig gebaute Wohnung, weil, sie muss ja extrem billig sein, damit sie überhaupt eine Sozialmiete hat, dann kann man die noch zu teuren Preisen wieder verscherbeln



Zu Wohngebäuden umgebaute Gasometer in Wien

und vermieten. Das heißt, da würde ich lieber schauen, entweder Wohnungen, die auch ein gewisses Alter haben und deswegen vielleicht günstiger sind – und Sie wissen selber, die Altbauten, gerade in den genannten Städten, sind oftmals sogar sehr beliebt – die vielleicht für Sozialwohnungen zu akquirieren.

Jochen Rack: Jetzt, wenn wir mal auf die Stadt heranzoomen und uns mal so anschauen, wie schaut denn so ein lebendiges Viertel aus, was diesen Maßstäben, die Sie jetzt schon in verschiedener Weise aufgestellt haben, entspricht. Also, welche Wohnarchitektur brauchen wir, damit wir diese Art von sozialer Lebendigkeit und eben nicht Unwirtlichkeit in der Stadt haben?

Wolfgang Sonne: Also wir brauchen auf alle Fälle Wohnhäuser, in denen Wohnungen mit unterschiedlichen Qualitäten drin sind. Was städtebaulich, glaube ich, ganz entscheidend ist, dass, wenn wir an Woh-

nungsbau denken, dass wir da nicht nur an die Wohnung denken, sondern dass wir umgekehrt eigentlich ganz oben anstellen, wie schafft das Haus, das Haus mit den Wohnungen, das ich baue, einen öffentlichen Raum. Und da ist eben in all den Stadtquartieren und Städten, die wir kennen und leben, die Sache so, dass wir durch Straßen gehen, auf Plätzen verweilen. Und diese Straßen sind seitlich von Häusern bestanden, und auch um die Plätze stehen Häuser herum. Und diese Häuser begrenzen architektonisch den öffentlichen Raum. Das machen sie nicht nur durch eine nackte Mauer, sondern das machen sie mit Fassaden, die irgendetwas erzählen, die interessant sind anzuschauen. Die erzählen überhaupt mal davon, ob dort gewohnt oder gearbeitet wird. Wenn die Fenster so ganz schematisch regelmäßig sind, dann ist das doch eher ein Bürohaus, ein Wohnhaus hat vielleicht mal einen Erker, hat ein größeres Fenster, das kleinere Fenster für die Toilette. Dann hängen da Gardinen

drin und stehen vielleicht Blumen, und es sind nicht so die Standardstores wie beim Bürohaus.

Jochen Rack: Jetzt muss ich, Herr Sonne, als Abschluss unserer Unterhaltung über diese Frage, wie eine schöne, gelungene, lebendige Stadt auszusehen hat, die noch wichtige Frage stellen, ob sich denn eigentlich nur ökonomisch potente Städte diesen Umbau, diese Erneuerung, diesen Strukturwandel leisten können?

Wolfgang Sonne: Es ist ja immer die Frage, was mit dem Kapital passiert, was da kommt. Und Sie können natürlich auch mit großem Kapital noch bestehende schöne städtische Strukturen kaputtmachen. Insofern würde ich sagen, ja, ohne dass ökonomische Kraft da ist, findet kein Städtebau, Städteneubau oder auch kein architektonischer Neubau statt. Aber zu heftig, was weiß ich, wenn Sie an die Megacitys in China oder auch im arabi-

schen Raum denken, wenn es zu heftig kommt, muss auch nicht unbedingt eine gute und funktionierende städtische Struktur herauskommen. Und dann gibt es zu Recht doch auch die Städte mit einer schönen vorhandenen Struktur, aber 100, 200 Jahre ökonomischer Stagnation, wo wir heute extrem glücklich sind, dass wir die noch haben, und dann werden die plötzlich wieder sehr geschätzt.

Da kommen Sie heute hin und haben eben eine wunderbare Altstadt, Kleinstadt, die so eine Qualität hat, dass dann manche überlegen, dort zu wohnen und lieber woanders hin zu pendeln. Ohne Kapital passiert nichts, aber zu viel Kapital kann gerade feingliedrige städtische Strukturen auch kaputtmachen.

Das Gespräch mit Prof. Wolfgang Sonne wurde im Deutschlandfunk – „Essay und Diskurs“ – am 28. April 2019 gesendet (gekürzter, autorisierter Text).



Freiburger Obermarkt – Beispiel einer fußgängerfreundlichen Innenstadt

100 Jahre Bauhaus – Der zweite Bauhausdirektor Hannes Meyer

Gert Rehn, Stadtforum Chemnitz

Warum widmet sich dieser Artikel zum 100. Geburtstag des Bauhauses dem ziemlich unbekanntem Nachfolger von Walter Gropius? Ganz einfach, er hat es verdient. Wie wir meinen. Einmal deshalb, weil unter seiner Leitung bedeutende Bauten der Bauhaus-Ära entstanden und zum anderen, weil er die Ausbildung am Bauhaus veränderte. Die technischen Fächer erhielten einen höheren Stellenwert.

Meyer war bereits vor seiner Zeit am Bauhaus ein etablierter Architekt, der beispielsweise Siedlungen für die Arbeiter der Krupp-Werke in Essen geplant und verwirklicht hatte. Als freier Architekt widmete er sich dem genossenschaftlichen Bauen, bekannt ist vor allem die Genossenschaftssiedlung Freidorf in Muttenz bei Basel. Einen bedeutenden künstlerischen Impuls erhielt er durch seine Tätigkeit im Büro des Architekten und Designers Georg Metzendorf (1874–1934). Zunächst hatte dieser anspruchsvolle Einfamilienhäuser und Villen, geprägt von der Reformarchitektur, sowie Gebrauchs- und Ausstattungsgegenstände entworfen. Auch seine Verbindungen zum Werkbund und zur Darmstädter Künstlerkolonie seien erwähnt. Große Bekanntheit erlangte Metzendorf durch die Planung der Siedlung Margarethenhöhe in Essen als erste deutsche Gartenstadt. Durch seine Planungen für einen sozial-humanen und menschenwürdigen Städtebau ist Metzendorf in die Baugeschichte eingegangen.

Die Berührungspunkte mit den Zielen des Bauhauses sind offensichtlich. Und hier wird der Einfluss auf Hannes Meyer deutlich. Er vertrat die Meinung, dass das Bauhaus allmählich seine ursprüngliche

Vision, für das Volk zu bauen, verloren hatte. Er prägte die Parole: „Volksbedarf statt Luxusbedarf“.

Walter Gropius hatte Hannes Meyer bereits 1927 an das Bauhaus berufen, um die Architektenausbildung aufzubauen und zu betreuen. Im Jahre 1928 übernahm Meyer schließlich die Leitung des Bauhauses. Sein Wirken am Bauhaus ist mit einer deutlichen Verbesserung der Organisation verbunden. Er sorgte umgehend für die Berufung anerkannter Architekten und Ingenieure und machte damit die Bauausbildung funktionsfähig. Meyer legte vor allem Wert darauf, dass die am Bauhaus erstellten Modelle und Muster möglichst einfach von Industriebetrieben für die Produktion genutzt werden konnten.

Für die von ihm während seines Direktors als Architekten betreuten Bauprojekte übernahmen Bauhaus-Studierende alle anfallenden Arbeiten. Dies bot ihnen die Möglichkeit der Mitarbeit an so bedeutenden Bauprojekten wie der Errichtung von Laubenganghäusern der Siedlung Dessau-Törten oder später beim Bau der Bundesschule des ADGB in Bernau.

Seine intensive Beschäftigung mit sozialen Problemen und die dabei gewonnenen Erkenntnisse ließ er fortwährend in die Ausbildung am Bauhaus einfließen. Dadurch wandelte sich das Bild des Architekten aus der Zeit von Gropius' Leitung des Bauhauses zu der von Meyer. Letzterer sah den Architekten als Spezialisten, der erst alle Aspekte und Bedürfnisse analysieren muss, um dann seinen Entwurf zu erstellen. Das neue Haus ist bei Meyer ein Industrieprodukt. Ob da-

bei allerdings der ästhetische Anspruch an ein Gebäude erfüllt werden kann, ist fraglich.

Meyer wurde 1930 aus politischen Gründen, auch auf Betreiben von Walter Gropius und anderer Bauhausmeister, als Direktor des Bauhauses entlassen. Vor allem stimmte der nationalsozialistisch dominierte Stadtrat dafür. Meyers Abberufung markiert den Anfang vom Ende des Bauhauses. So war auch Mies van der Rohe, Meyers Nachfolger, keine lange Amtszeit vergönnt. Bereits 1932 wurde das Bauhaus in Dessau endgültig geschlossen.

Noch im Jahr seiner Entlassung ging Meyer in die Sowjetunion. Dabei folgten ihm Schüler und Kollegen, darunter der spätere Lehrer an der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar (heute Bauhaus-Universität) Konrad Püschel, Mentor des Verfassers. In Moskau wurde

ihre Arbeit jedoch ab 1933 von den sowjetischen Behörden in Misskredit gezogen. Der aufkommende stalinistische Baustil des Neoklassizismus und Meyers sachliche Architekturauffassung ließen sich nicht vereinbaren. Dies wiederholte sich später in der DDR, als Hans Scharoun Laubenganghäuser in der Stalinallee baute und diese von Walter Ulbricht als nicht geeignet für eine Repräsentationsallee in Berlin betrachtet wurden. Zur Demonstration der neuen, prächtigen Wohnkultur der Arbeiterklasse sollte stattdessen der modifizierte Stalin-Stil angewendet werden.

Am Vorabend der stalinistischen Säuberungen kehrten Hannes Meyer und viele seiner Kollegen in ihre Heimatländer zurück. 1939 folgte er einem Ruf der mexikanischen Regierung und wurde Direktor des Instituts für Städtebau und Planung. 1949 kehrte er in die Schweiz zurück, wo er 1954 starb.

Hannes Meyer als Vorbild – der Hannes-Meyer-Preis

Christian Hartwig, Arbeitskreis Innenstadt e. V., Halle (Saale)

Der Bund Deutscher Architekten Sachsen-Anhalt vergibt seit 2009 den Hannes-Meyer-Preis. Mit ihm werden Projekte gewürdigt, die „einer hohen gestalterischen Qualität, Nachhaltigkeit und gesellschaftlichen Relevanz verpflichtet“ sind. Erfreulicherweise wurde in den vergangenen Jahren wiederholt der Umbau von denkmalgeschützten Gebäuden ausgezeichnet. Wenngleich Hannes Meyer, da er zeitlebens nur Neubauten errichtete, nie vor solchen Aufgaben stand, ist doch die Herangehensweise der geehrten Architekten vergleichbar. Sie berücksichtigen in besonderem Maße den Leitgedanken Meyers, d.h. einen durchdachten Entwurf trotz

einer komplexen Bauaufgabe in hoher Qualität auszuführen.

Ein hierfür besonders gelungenes Beispiel ist die im Jahre 2018 mit dem Hannes-Meyer-Preis ausgezeichnete Umnutzung der ehemaligen Textil- und Gobelinmanufaktur in Halle. Inmitten einer gründerzeitlichen Blockrandbebauung der nördlichen Innenstadt befinden sich tief gestaffelt und vom Straßenraum kaum einsehbar die ehemaligen Produktionsstätten und Verwaltungsräume der Textil- und Gobelinmanufaktur. Das denkmalgeschützte Ensemble wurde als Industriebau mit weitgespannten Decken um die Jahrhundertwende errichtet und



Ehemalige Textil- und Gobelinmanufaktur nach dem Umbau

diente u. a. einer Tischlerei als Werkstatt, bevor Ende der 1950er Jahre die Textilmanufaktur als Produktionsbereich der Kunsthochschule Burg Giebichenstein die Räume übernahm und bis 2014 in mehrfach veränderter Geschäftsform dort arbeitete. Nach kurzem Leerstand entwickelte die Fokus Immobilien GmbH aus Lindau ein Konzept zur Revitalisierung dieser wertvollen innerstädtischen Flächen für Wohn- und Gewerbebezüge.

Den haleschen Architekten vom Büro snarq ist es gelungen, mit einem mehrfach ausgezeichneten Entwurf das Industriegebäude zeitgemäßen Wohnansprüchen zuzuführen und den Bestand damit nachhaltig zu sichern. Moderne Dachaufbauten in Holzständerbauweise erhöhen den Nutzflächenanteil um ein weiteres Drittel, wirken dabei aber als leichte Konstruktionen weniger invasiv auf die bestehende Tragstruktur und ermöglichen dennoch offene, weitgespannte Räume. Balkone, Dachterrassen, Vor- und Rücksprünge schaffen ein

interessantes, auch aufgelockertes Gefüge innerhalb einer engen Hofsituation. Die Materialwahl der Ergänzungen kann im Sinne des Weiterbaus verstanden werden – Lärchenholz als vertikale Schallung im Gegensatz zum gelblich-rötlichen Sichtmauerwerk. Beide Materialien altern in Würde über die Zeit.

Ein komplett belegtes Haus und die Anerkennung in Fachkreisen zeugen von der Qualität des prägnanten und zugleich respektvollen architektonischen Eingriffs.

Aus den Stadtforen

500 Jahre Industriekultur in Leipzig und Region

Dave Tarassow, Industriekultur Leipzig e. V.

Die Industriekultur fristet in Deutschland oft noch ein Schattendasein, denn viele Menschen denken beim Stichwort Industrie reflexartig an schmutzige Fabriken und Rauch, der aus großen Schornsteinen gen Himmel steigt.

Als eines der ersten Zentren der europäischen Industrialisierung war Sachsen über Jahrhunderte stark industriell geprägt. Erst der Strukturwandel hat in den vergangenen drei Jahrzehnten viele sächsische Fabriken für immer verstummen lassen und ganze Landschaften deindustrialisiert. Gleichzeitig ist vielen Menschen die lange Geschichte dieser Fabriken und deren Bedeutung für die Entwicklung der sächsischen Industrie sowie des gesamten Landes nicht bekannt. Nur langsam hat in den vergangenen Jahren ein Bewusstseinswandel eingesetzt. Zunehmend werden Zeugnisse der Industriegeschichte und der damit verbundenen Lebens- und Arbeitsweise als Kulturgut, als Industriekultur, wahrgenommen. Dies ist die Grundlage, damit ehemalige Industriegebäude zu neuem Leben erweckt werden. Ob mit Kunst, Ateliers, Ausstellungen oder Lofts, historische Fabriken ziehen jährlich viele tausend Interessierte an, die sich über die Geschichte der Bauwerke informieren, sie besichtigen und an Sommertagen bei Kaffee und Kuchen den einstigen Pioniergeist auf sich wirken lassen.

Im nächsten Jahr ist es nun soweit, dann steht ganz Sachsen im Zeichen des „Jahres der Industriekultur“. Und es gibt viel zu entdecken, schließlich reicht die sächsische Industriegeschichte bis ins

15. Jahrhundert zurück. Die 4. Sächsische Landesausstellung widmet sich daher unter dem Titel „Boom. 500 Jahre Industriekultur in Sachsen“ ab dem 25. April 2020 an sechs verschiedenen Standorten der Industriegeschichte Sachsens. Die Zentralausstellung findet im Audi-Bau Zwickau auf über 2500 m² Ausstellungsfläche statt. Begleitet wird sie durch Schauplatzausstellungen im August Horch Museum Zwickau, im Industriemuseum Chemnitz, im Schauplatz Eisenbahn Chemnitz-Hilbersdorf, im Bergbaumuseum Oelsnitz/Erzgebirge, in der Tuchfabrik Pfau Crimmitschau sowie im Forschungs- und Lehrbergwerk Silberbergwerk Freiberg.

Zahlreiche Akteure und Vereine beteiligen sich mit weiteren Veranstaltungen und Aktionen, um auf die Industriekultur in Sachsen aufmerksam zu machen und zu zeigen, wie Unternehmergeist und ihre Produkte entstanden, wie ehemalige Arbeiter zurückblicken und was aus den Fabriken geworden ist. Viele dieser Veranstaltungen werden bereits heute angeboten, so lädt beispielsweise die ehemalige Baumwollspinnerei in Leipzig jährlich zu den Frühjahrs- und Herbstrundgängen ein und mit der Museumsfeldbahn am Lindenauer Hafen kann man auf 600 mm Spurweite die Schönauer Lachen erkunden.

Vor den Toren der Stadt Leipzig, im Leipziger Neuseenland (einem ehemaligen Tagebaugelände), entstehen seit der Jahrtausendwende neue Landschaften mit Seen und Kanälen, Wegeverbindungen, Aussichtspunkten, einer Wildwasser-

anlage und vieles mehr. An den Tagebau erinnern das Kap Zwenkau am Zwenkauer Hafen und der Bergbau-Technik-Park mit einem gigantischen Schaufelradbagger sowie einem Bandabwurfgerät. Hier kann man Bergbaugeschichte hautnah erleben.

Der Industriekultur Leipzig e.V. hat es sich zur Aufgabe gemacht, in Leipzig und Region das Thema Industriekultur der Öffentlichkeit näherzubringen und erntet mit seinen jährlich im August stattfindenden „Tagen der Industriekultur“ viel Zuspruch. Eröffnet wurde die mittlerweile 7. Ausgabe dieses Jahr mit dem Industrie|Kultur|Festival, das die Teilnehmenden mit Vorträgen, Musik, Theater und Poetry Slam begeisterte. Auf verschiedenen Routen luden Leipziger Unternehmen zum Blick hinter die Kulissen ein, konnten zu Fuß, per Rad oder mit dem Kahn Industriedenkmale in Leipzig und

Umgebung erkundet oder spannende Workshops besucht werden.

Die Nachwuchsförderung darf dabei nicht zu kurz kommen. Mit der regelmäßigen Teilnahme am sächsischen Landesprogramm „PEGASUS – Schulen adoptieren Denkmale“ werden Industriedenkmale und ihr Pioniergeist ins Bewusstsein junger Leute gerückt. Und in den Herbstferien 2019 startete das neue Projekt „IndustryRallye“, aufgebaut wie eine klassische Stadtrallye für Schulklassen. Doch hier kommen die Schüler zusätzlich noch mit Ausbildern und Auszubildenden ins Gespräch, um sich über Berufe der Zukunft auszutauschen. Die vier Themenblöcke „Vermächtnis von Karl Heine“, „Wandel des Graphischen Viertels“, „Universum der Eisenbahn“ und „Expedition zur Braunkohle“ waren zu verlockend, um nicht teilzunehmen.



Bergbau-Technik-Park in Zwenkau

Zittaus Kulturhauptstadt-Bewerbung und ihr Umgang mit Baukultur

Matthias Böhm, Stadtforum Zittau

Die Stadt Zittau bewirbt sich gemeinsam mit ihren Partnern aus der Dreiländerregion Oberlausitz als europäische Kulturhauptstadt 2025. Leitgedanke der Bewerbung ist die Überlegung, damit einen Baustein zum erforderlichen Strukturwandel in der Lausitz zu liefern: Durch den Ausstieg aus der Braunkohle entfallende Arbeitsplätze könnten im kulturellen/touristischen Bereich teilweise kompensiert werden, die Region könnte sich ein neues Image geben.

Das Bewerbungskonzept sieht eine Beteiligung des gesamten Dreiländerecks Deutschland/Polen/Tschechien vor. Neben den Mitgliedern des Oberlausitzer Sechsstädtebundes (Bautzen, Görlitz, Kamenz, Löbau, Zittau sowie Luban in Polen) werden auch Liberec und Česká Lipa in Tschechien sowie viele weitere Kommunen in allen drei Ländern die Bewerbung unterstützen.

Das Aufgreifen der Lage im Dreiländereck bietet sich im Bewerbungskonzept an und hat darüber hinaus den Vorteil, dass die Lasten für die relativ kleine Stadt Zittau mit ihren lediglich 25.500 Einwohnern auf mehrere Schultern verteilt werden. So hat Zittau eine realistische Chance gegen die übermächtig erscheinenden sächsischen Mitbewerber Dresden und Chemnitz. Zudem erwartet die EU ein Programm, das zum Bewerber passt: bzgl. der Fähigkeiten und finanziellen Möglichkeiten. Es geht also nicht darum, neue „Kulturpaläste“ zu bauen und für 2025 eine große „Bespäßung“ der Besucher zu organisieren, sondern vorhandene Stärken und Potenziale aufzuarbeiten und überzeugend zu präsentieren.

Die Stadt Zittau hat gerade im Bereich der Baukultur vielfältige Schätze, auf denen man aufbauen kann. Es gilt allerdings, dieses historische Erbe zu erhalten, zu pflegen und zu entwickeln. Leider bezogen sich Aktivitäten in den Bereichen Denkmalschutz und Stadtentwicklung in den vergangenen Jahrzehnten fast nur auf die historische Innenstadt (innerhalb des Rings) oder auf herausragende Einzelobjekte.

Um künftigen Besuchern im Kulturhauptstadtjahr 2025 ein bleibendes Erlebnis zu schaffen, muss aber das Gesamtbild der Stadt stimmig sein: Ein Beispiel ist die Willkommenskultur an den Haupteinfallstraßen. Das Entwicklungskonzept der Stadt im Dreiländereck verfolgt hier eigentlich einen sehr guten Weg. So soll die vorhandene Bausubstanz entlang dieser Verkehrsachsen möglichst erhalten werden, um städtebaulich intakte Strukturen zu bewahren und um sich der Stadt nähernde Besucher nicht mit einem Flickenteppich aus Brachflächen, Parkplätzen und Einzelgebäuden zu empfangen. Leider wurde diese sinnvolle Strategie in den letzten Jahren immer wieder in Einzelfällen missachtet, sodass in der Summe nun doch ein negatives Bild an vielen Einfallstraßen entstanden ist. Beispielhaft kann dies an der Görlitzer Straße dargestellt werden. Diese führt von Norden zunächst durch den Weinaupark und den städtischen Friedhof. Die sich anschließende historische Bebauung wurde insbesondere in den letzten zwei Jahren dezimiert. Die „Totenschänke“ beim Krematorium wurde abgerissen und die Freifläche zu einem Parkplatz; in unmittelbarer Nachbarschaft der sanierten Postsiedlung aus den 30er Jahren „ersetzt“ die städtische

Altenpflegegesellschaft ein zu diesem Ensemble gehörendes Eckhaus durch einen unpassenden Neubau.

Ein anderes Ärgernis ist der Umgang Zittaus mit seinen Gründerzeitvierteln. Auch hier wurden in den letzten Jahren schmerzliche Lücken gerissen, so z. B. gegenüber der neogotischen Marienkirche. Sehr verwerflich war hierbei der Abriss von mehreren Eckhäusern an Straßenkreuzungen, an denen noch alle Eckgebäude erhalten waren (u. a. Ecke Humboldt-/Schrammstraße). Aber damit nicht genug. Aufgrund fehlender planungsrechtlicher Vorgaben – das Umgebungsgebot gemäß § 34 BauGB ist hier nur ein zahnloser Papiertiger – werden Baulücken mit moderner, poppiger Architektur geschlossen (Holzbungalows, Flachdächer, riesige Fensteröffnungen, blau-orange Farbgebung, usw.). Eine denkbare Lösung wäre eine Gestaltungssatzung für die Gründerzeitviertel nach dem Vorbild der Stadt Dresden.

Die Kulturhauptstadtbewerbung birgt aber die Chance, städtebauliche Brennpunkte anzupacken. Das aus relativ jungen Mitarbeitern bestehende Team zur Begleitung der Kulturhauptstadtbewerbung ist idealerweise bei der stadteigenen Stadtentwicklungsgesellschaft angestellt. Mit Transparenten an „Problemgebäuden“, die schlicht die Frage stellen: „Brache oder Potenzial?“ und öffentlichen Ideen-Workshops

geht das Team unbefangen auch an festgefahrene Objekte wie die Mandaukaserne oder das Areal des ehemaligen Robur-Werkes heran. Nachdem der Zittauer Stadtrat Ende 2017 die Beantragung von in Aussicht gestellten vier Millionen Euro Fördermitteln aus dem neuen Bundesförderprogramm „Nationale Projekte des Städtebaus“ für die Mandaukaserne ablehnte (siehe Artikel in STADTFORUM 2), bieten sich nun für dieses stadtbildprägende Gebäude neue Chancen. Als Nutzungsmöglichkeit ist weiterhin ein Teilmzug der Hochschule Zittau/Görlitz aus Häusern im ehemaligen Armeegelände am Stadtrand im Gespräch.

Aber auch die Einrichtung eines Hotels wird diskutiert, zumal Zittau momentan über keine Beherbergungsbetriebe verfügt, die eine größere Gästezahl aufnehmen könnten. Dies wird aber für eine Kulturhauptstadt vorausgesetzt!

Aber auch das unmittelbar am Bahnhof Zittau gelegene Robur-Werk rückt in den Fokus. Hier wurden bis zur Wende die in der DDR und im sozialistischen Ausland



Ehemaliges Robur-Werk in Zittau

weit verbreiteten Robur-Kleinnutzfahrzeuge produziert. Jeder Bahnreisende muss auf seinem Weg in die Innenstadt an diesem im Dornröschenschlaf liegenden Zeugnis einer langen Fahrzeug-Industriegeschichte vorbei. Erste Ideen einer Nutzung des Areals sehen Arbeitsräume für Start-Ups vor, für hier produzierte noch erhaltene Fahrzeuge (auch vom Vorgängerbetrieb Phänomen) könnte eine dauerhafte Ausstellung geschaffen werden, eine Brauerei-Gaststätte könnte die Wiederbelebung der Zittauer Braukultur einleiten (die letzte Zittauer Brauerei dämmert direkt neben dem Robur-Gelände dahin). Und mit der geplanten Einführung eines integralen Taktfahrplanes im Bahnhof Zittau sollen auch alle Buslinien am Bahnhof beginnen und enden. Zur Vermeidung von Leerfahrten könnte der Busbetriebshof – gleich mit

Infrastruktur zur Ladung und Wartung von Elektrobussen – hier untergebracht werden. Aufgrund der Größe des Geländes wären hier auch mehrere Nutzungen parallel möglich.

Zittaus Bewerbung als Kulturhauptstadt 2025 ist für die gesamte Region eine große Chance, ja sogar ein Gewinn. Denn bereits jetzt unterstützt der Freistaat Sachsen den Bewerbungsprozess finanziell. Im Fall, dass Zittau im Dezember 2019 auf die Shortlist („engere Wahl“) kommt, hat der Freistaat weitere 20 Millionen Euro zugesagt! Selbst bei einem Scheitern der Bewerbung besteht die Möglichkeit, jetzt angeschobene Projekte fortzusetzen. Die Stadt muss allerdings mehr tun, um ihre historische Bausubstanz zu sichern, damit Heimat nicht nur für die Gäste bewahrt wird.



„Brache oder Potenzial?“ – die Mandaukaserne in Zittau

„Neubau-Verwahrlosung“ historisch bedeutsamer Stadtareale in Dresden

Dr. Sebastian Storz & Susanne Reichle, Forum für Baukultur e. V., Dresden

In den Jahrzehnten um die Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert hat Dresden an mehreren Bereichen seiner damaligen Peripherie ausgedehnte Erweiterungen seines Stadtgebietes vorgenommen. Dank eines seinerzeit offensichtlich hohen Bildungsniveaus aller Verantwortungsträger und Beteiligten im Bauwesen, die nicht nur ökonomische Interessen im Blick hatten, sondern zum Wohle des Gemeinwesens auch sozialverträgliche und humane Lebensverhältnisse sowie einen ästhetisch ansprechenden, Freude bereitenden Lebensraum, wurde mit diesen Neubausiedlungen eine städtebauliche Qualität geschaffen, die sich noch heute, nach mehr als einhundert Jahren, bewährt. Stellvertretend für diese Stadterweiterungen seien hier Plauen, Blasewitz und Striesen sowie Strehlen genannt. Grundlage für diesen hochwertigen Städtebau waren die Entwicklung und Umsetzung von Bebauungsplänen mit strengen, bis ins Einzelne reichenden Planungsvorgaben. Angesichts der sehr detaillierten Gestaltungsvorschriften hätte man befürchten können, dass ein städtebauliches Erscheinungsbild von bedrückender Monotonie hätte entstehen müssen. Das Gegenteil war der Fall.

Diese Stadtquartiere vermitteln noch heute infolge ihrer strikten Bauordnung eine besonders wohltuende Einheitlichkeit und spürbare Harmonie im Ganzen. Sie bieten dem Betrachter zugleich aber auch eine reichhaltige Vielfalt an

Einzelformen innerhalb des belassenen Gestaltungsspielraumes.

Angesichts der unverändert hohen Lebensqualität dieser Stadtquartiere stellt sich für uns die Verpflichtung zu einem rücksichtsvollen Umgang mit diesem Baukulturgut, dessen Charakter es zu wahren gilt.

Gefahr vor entstellender Veränderung droht in diesen Siedlungsgebieten vor allem jenen Grundstücken, die durch Kriegseinwirkungen ihre ursprüngliche Bebauung verloren haben. Als Brachflächen wecken sie gefährliche Begehrlichkeiten von Investoren, die vor allem eine maximale wirtschaftliche Ausnutzung der Grundstücke im Sinne haben und weniger eine behutsame Rücksichtnahme auf den baukulturellen Kontext. Die Gefahr nimmt zu, wenn die zuständigen Behörden diese empfindlichen Areale nicht angemessen schützen.

Ein alarmierendes Beispiel für eine rücksichtslos von Eigeninteressen gesteuerte Bebauung ist in Dresden-Strehlen



Neubau am Bahnhof Dresden-Strehlen

zu betrachten. Eine Brachfläche auf der Südseite der Wiener Straße, die sich von der Ecke Oskarstraße nach Osten hin ausdehnt, wurde mit fünf Häusern bebaut, die ein uneinheitliches, geradezu wirr anmutendes Ensemble von heterogenen Gebäuden mit grotesken Unterschieden hinsichtlich ihrer Größe und Gestalt bilden. Diese Neubaugruppe steht in schrillum Kontrast zur angrenzenden historischen Bebauung dieses Wohnviertels, das, nach den zuvor erwähnten Bauvorschriften der Gründerzeit errichtet, ein städtebauliches Quartier von großer baulicher Harmonie bildet.

Der neu errichtete, klotzartige Bürobau an der Ecke Wiener- und Oskarstraße mit seinem hier ortsfremden Flachdach und seinem überdimensionierten Volumen verfremdet den Charakter dieses Gebietes und bedrängt ohne jede Rücksichtnahme den historischen Bahnhof Strehlen, dessen Gestalt im Gegensatz dazu eine einfühlbare Abstimmung mit der ursprünglichen Villenbebauung bezeugt.



Städtebauliches Quartier Dresden-Strehlen

Wer trägt die Verantwortung für die Genehmigung eines solchen Bauvorhabens? Wurden hier nicht die eigentlich eindeutigen Vorschriften des Baugesetzbuches für das Bauen im historischen Kontext ignoriert? Im Baugesetzbuch heißt es in § 34 (1), Zulässigkeit von Vorhaben innerhalb der im Zusammenhang bebauten Ortsteile: Innerhalb der im Zusammenhang bebauten Ortsteile ist ein Vorhaben zulässig, wenn es sich nach Art und Maß der baulichen Nutzung, der Bauweise und der Grundstücksfläche, die überbaut werden soll, in die Eigenart der näheren Umgebung einfügt und die Erschließung gesichert ist. Die Anforderungen an gesunde Wohn- und Arbeitsverhältnisse müssen gewahrt bleiben; das Ortsbild darf nicht beeinträchtigt werden.

Der Leser mag sich anhand dieses Gesetzestextes und der Abbildungen sein eigenes Urteil darüber bilden, ob die zuständigen Genehmigungsbehörden sich hier nicht einfach zum Schaden für das

historische Ensemble über das Baugesetzbuch hinweggesetzt haben.

Diese so unsäglich kulturlose Städtebaumaßnahme ist kein Einzelfall. Die aktuelle Bebauung am Dresdner Postplatz ist ein weiteres Beispiel für eine um sich greifende „Neubau-Verwahrlosung von historisch bedeutsamen Stadtarealen in Dresden.“

Wiederbelebung eines Altstadtviertels – Eigentümergebiet und Vernetzung in Halle-Glauchau

Gernot Lindemann, Leipzig

Kontext

Das gründerzeitliche Arbeiterquartier Glaucha liegt südlich der halleschen Altstadt und ist durch eine geschlossene viergeschossige Bebauung geprägt. Am nördlichen und westlichen Rand des Quartiers erfolgte in den 1970er und 1980er Jahren eine städtebauliche Überformung durch Abrisse und teilweise Neubebauung mit Plattenbauten. Das Quartier ist Teil des Stadtumbaugebiets Südliche Innenstadt. Die Eigentümerstruktur ist heterogen: ca. 70 % der Gründerzeitgebäude befinden sich in Privatbesitz. Die Plattenbaubestände, aber auch einige Altbauten, sind Eigentum des kommunalen Wohnungsunternehmens Hallesche Wohnungsgesellschaft mbH (HWG).

Herausforderungen

In Halle-Glauchau war 2007 ein enormer Sanierungsstau sichtbar: rund 25 % der Wohnungen standen leer, 50 % der Gebäude waren unsaniert und jedes fünfte von Verfall bedroht. Auch das Image des Quartiers wurde in einer Bürgerbefragung stark unterdurchschnittlich bewertet. Für den Stadtumbauprozess bestand die Herausforderung, die Abwärtsspirale aus Leerstand, Abwanderung, wachsenden sozialen Problemen und dem drohenden Verlust baukulturellen Erbes zu durchbrechen.

Lösungen und Prozesse

Die hallesche Altbauaktivierungsstrategie setzt auf einen Quartiersansatz: Für einen festgelegten Zeitraum wird die Förderung auf räumlich begrenzte Quartierszusammenhänge konzentriert, um hier in einem überschaubaren

Zeitraum positive Veränderungen anzustoßen. Zwischen 2007 und 2012 stand Halle-Glauchau im Zentrum der Förderung. Verbunden mit Aktivitäten im Rahmen der Internationalen Bauausstellung (IBA) Stadtumbau Sachsen-Anhalt 2010 wurden Impulse für die Entwicklung des Quartiers gesetzt.

Schlüsselinstrument der Altbauaktivierungsstrategie in Halle-Glauchau war der Einsatz eines „Eigentümergebietsmoderators“, der damit beauftragt war, die Hauseigentümer zur Sanierung oder Veräußerung ihrer Immobilien zu bewegen. Dadurch sollte der Investitionsstau durchbrochen werden. Die Aufgabe des Eigentümergebietsmoderators bestand in einem ersten Schritt darin, den Sanierungsbedarf der Gebäude festzustellen sowie durch gezielte Ansprache die Mitwirkungsbereitschaft und -fähigkeit der Eigentümer zu ermitteln und diese im Weiteren zu unterstützen. In einem Haus-für-Haus-Vorgehen unterbreitete er den Privateigentümern individuelle Vorschläge für die etappenweise Sicherung und Sanierung oder die Veräußerung ihrer Immobilie. Der Eigentümergebietsmoderator begleitete auch die Erstellung von Bauunterlagen und half bei Genehmigungsprozessen sowie bei der Fördermittelbeantragung. Als Planer mit reicher Erfahrung in der Sanierung war er fachlich qualifiziert, den baulichen Aufwand und die Kosten für Sicherungs- und Sanierungsmaßnahmen grob einzuschätzen und Ideen für schrittweise Sanierungskonzepte mit den Eigentümern zu diskutieren.

Ein weiteres Bemühen des Eigentümergebietsmoderators bestand in der besseren

Vernetzung der Eigentümer und weiterer Akteure im Quartier. 2009 gelang die Gründung einer „Standortgemeinschaft Glaucha“. Die Mitglieder, zu denen Haus- und Grundstücksbesitzer, Bewohner, Multiplikatoren und lokale Initiativen gehörten, verständigten sich in diesem Rahmen über gemeinsame Interessen und entwickelten Aktivitäten zur Verbesserung des Quartierimages.

Eine besondere Rolle für die Veränderung der Wahrnehmung des Quartiers in der Stadtgesellschaft spielten Vereine und Initiativen, die entscheidend zu dem schnellen Erfolg in Glaucha beitrugen. Im Rahmen des vom Eigentümermoderator 2008 erstmals initiierten Entdeckertages „Offenes Glaucha“ entstand eher zufällig der Kontakt zum Verein Postkult e. V., der Räumlichkeiten für eine Zwischennutzung suchte. Die Stadt und der Eigentümermoderator unterstützten die Initiative, indem sie

im Quartier Räume für kreativ-künstlerische Vereinsarbeit vermittelten. Daraus entstanden in einem ersten Schritt ein Umsonstladen und ein Stadtteilgarten, der gemeinsam mit Anwohnern auf einer Brachfläche angelegt wurde.

Diese Offenheit wurde belohnt, denn die Vereinsaktivitäten in Kombination mit den IBA-Events wurden wesentliche Katalysatoren des Imagewandels. 2011 erwarb Postkult e. V. in einer Zwangsversteigerung ein an den Stadtteilgarten angrenzendes Grundstück mit mehreren sanierungsbedürftigen Gebäuden (viele Nebengebäude, u. a. eine ehemalige Zigarrenfabrik), darunter ein verfallsbedrohtes Vorderhaus in einer stark frequentierten Hauptverkehrsstraße. Für die Aktivierung dieser speziellen Immobilie mit Jugendlichen („Stadthof Glaucha“) erhielt der Verein eine Förderung im ExWoSt-Modellvorhaben „Jugend belebt Leerstand“ sowie eine



Entdeckertag „Offenes Glaucha“

zusätzliche Förderung für die Sicherung des städtebaulich wertvollen Vorderhauses. 2012 konnte als erstes eine Fahrradwerkstatt auf dem Areal öffnen.

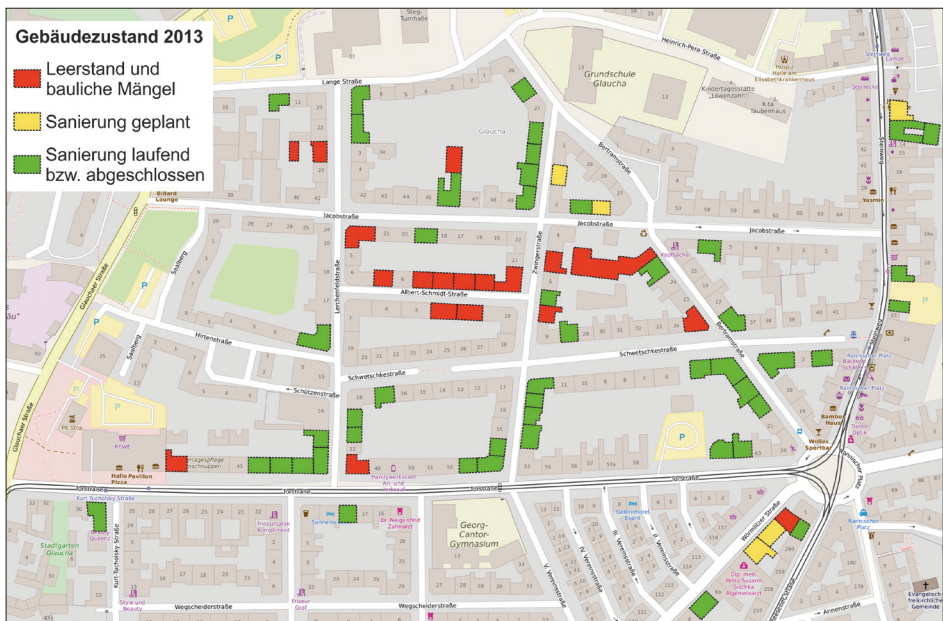
Erfolge

Seit dem Einwohnertiefstand von 2009 (3.914 Einwohner im Quartier) sind bis 2011 ca. 250 neue Bewohner im Saldo nach Glaucha gezogen. Hervorzuheben ist der Zuzug von jungen Bevölkerungsgruppen. Die Zugezogenen leben meist in sanierten Wohnungen, deren durchschnittliche Kaltmiete mit 5,70 Euro pro Quadratmeter im Schnitt um 0,70 Cent höher ist als im restlichen Glaucha. Die Wohnzufriedenheit – insbesondere mit der Wohnung – ist sehr hoch. Der Wohnungsleerstand im Quartier ist erheblich gesunken.

Finanzierung

Die Personalkosten des Eigentümermoderators wurden aus Aufwertungsmitteln des Programms Stadtumbau Ost sowie ergänzend durch das ExWoSt-Forschungsfeld ESG (2009-2011) finanziert. 1,2 Mio. Euro Sicherungsmittel flossen in 22 Objekte. Sie stießen private Folgeinvestitionen von über 25 Mio. Euro in diesen und weiteren nicht geförderten Häusern an.

Quelle: Chancen für den Altbau – Gute Beispiele im Stadtumbau Ost, Herausgeber: Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz, Bau und Reaktorsicherheit, 2014.



Quartiersentwicklung 2008–2013 in Halle-Glaucha – Sicherung und Sanierung

Umbau der Alten Aktienspinnerei zur Bibliothek der TU Chemnitz

Gert Rehn, Stadtforum Chemnitz

Der Umbau der Aktienspinnerei geht seinem Ende entgegen. Zum Tag des offenen Denkmals konnte man den Baufortschritt und die freigelegten Decken bewundern. Gusseiserne Stützen tragen ein Stahlgerüst, das mit Gewölbekappen gemauert und mit Spannseilen gesichert wurde – eine Meisterleistung des 19. Jahrhunderts! Aber auch eine Leistung, die Statik für heutige Anforderungen nachzuweisen und zu realisieren. Es ist im Gegensatz zum Schicksal mancher erzgebirgischer Spinnmühle ein positives Beispiel. Es war auch Zeit, nachdem Leipzig und Dresden an ihren Universitäten bedeutende Investitionen abgeschlossen haben, dass man sich für diesen Bibliotheksbau entschied. Damit verbunden ist die Hoffnung einer

Belebung des Chemnitzer Zentrums sowie des Stadtviertels Brühl mit seinen bei Studenten beliebten Wohnungen. Allerdings muss abgesichert werden, dass die Verbindung zwischen dem Campus in der Innenstadt und den Standorten im Stadtteil Bernsdorf und Erfenschlag mit Straßenbahn und Bus zügig funktioniert.

Das Stadtforum Chemnitz hofft, dass das große abgespannte Dach des Busbahnhofes, ein bedeutendes Zeugnis der Ostmoderne, erhalten bleibt. Gerade der Kontrast zwischen der klassizistischen Fassade der Alten Aktienspinnerei und der modernen Konstruktion des Busbahnhofes verleiht dem Platz eine besondere Atmosphäre.



Die zur Bibliothek der TU Chemnitz umgebaute Alte Aktienspinnerei, im Vordergrund der Busbahnhof

Gefährdete Spinnmühlen im Erzgebirge – ein Überblick

Gert Rehn, Sächsischer Arbeitskreis Spinnmühlen

Am 8. April 2019 fand im Sächsischen Industriemuseum in Chemnitz das vierte Treffen des Sächsischen Arbeitskreises Spinnmühlen statt. Nachstehend werden ausgewählte Spinnmühlen kurz vorgestellt und die aktuellen Entwicklungen beschrieben.

Baumwollspinnerei Evan Evans in Siebenhöfen

Jede große Industrie hat ihre Gründer, in der sächsischen Textilindustrie fällt dabei immer wieder der Name Evan Evans. Der Engländer war in seinem Heimatland in der Textilhochburg Manchester zum Fachmann für die Herstellung von Textilgarnen gereift und 1801 durch das Bestreben des Spinnereibesitzers Bernhard aus Chemnitz nach Sachsen gekommen. Hier plante er in Harthau die „Bernhardtsche Spinnerei“, die erste Baumwollspinnerei in Sachsen. Evan Evans wurde so zum frühen Pionier der mitteldeutschen Industrialisierung.

Schnell machte er sich als Konstrukteur für Textilmaschinen selbstständig, zu dieser Zeit in Deutschland eine Seltenheit. Dazu errichtete er Maschinenbauwerkstätten im Erzgebirge. Der Bau von Textilfabriken boomte in der Region und fast alle wurden von Evan Evans ausgestattet. 1812 ging er schließlich seinen eigenen Weg im Spinnereiwesen und errichtete in Siebenhöfen, nahe Geyer, seine eigene Baumwollspinnerei. Als Architekt engagierte er Johann Traugott Lohse

und so entstand das bis dahin größte Fabrikgebäude in Sachsen. Es zeigt die für Lohse charakteristischen klaren Formen: ein hohes Mansarddach mit Gauben und an den Fassadenecken Dreiviertelsäulen. Nur 18 Jahre später brannte die Baumwollspinnerei vollständig aus, wodurch ein Großteil der alten Gebäudestruktur und das Mansarddach verloren gingen. Es war das Ende der Spinnereitradition



Ehemalige Evans-Fabrik in Siebenhöfen

am Standort. Das reduzierte Gebäude diente bis zum Jahr 1990 noch als Lagergebäude. Danach stand es leer. 2018 wurde es nach schwierigen Eigentumsverhältnissen von einem Unternehmer gekauft. In diesem Jahr soll das Dach repariert und neu gedeckt werden. Im Inneren sind umfangreiche Sanierungsarbeiten notwendig. Das Gebäude kann somit als gerettet gelten, wenn es auch bis zur Fertigstellung noch einige Jahre vergehen werden.

Baumwollspinnerei Bodemer in Zschopau

Die Spinnereigeschichte der Familie Bodemer begann eigentlich mit der Strumpfwirkerei. 1802 errichtete die Familie in Zschopau im Erzgebirge eine Bleicherei direkt am Fluss Zschopau. 1818 stellte Johann Bodemer dort die ersten Webstühle auf und baute ein Jahr später eine Spinnerei an. Zehn Jahre darauf teilte er sein Unternehmen unter seinen Söhnen auf, wobei sein dritter Sohn Georg Bodemer die Spinnerei in Zschopau erhielt. Jener ist war, der den Betrieb erwei-

terte und sich auf die Baumwollspinnerei spezialisierte. 1872 übernahm sein Sohn Johann die wachsende Spinnerei. Durch den Einbau von zwei Dampfmaschinen machte er den Betrieb unabhängig vom Fluss, zudem ließ er kurz vor der Jahrhundertwende ein neues größeres Spinnereigebäude an die vorhandenen Gebäude anbauen. 1913 wurde das gesamte Unternehmen in eine Aktiengesellschaft umgewandelt. Bis in die Jahre nach dem Zweiten Weltkrieg blieb die Familie Bodemer in dieser Gesellschaft der größte Aktionär. 1952 wurde die Familie jedoch ersatzlos enteignet und die Baumwollspinnerei in ein Unternehmen in Volkseigentum umgewandelt; es entstand der „VEB Baumwollspinnerei Zschopau“. Bis 1990 arbeiteten hier 1100 Angestellte, größtenteils Frauen, und versorgten die textilverarbeitende Industrie mit besten Baumwollgarnen.

Nach der Wiedervereinigung wurde der Betrieb abgewickelt und die Spindeln blieben für immer stehen. Bis Ende der 1990 Jahre war im Gebäude noch ein

Möbelmarkt untergebracht, aber auch dieser hatte keinen Erfolg, seither dominiert der Verfall. Im Jahr 2018 kaufte ein Unternehmer den Komplex. Derzeit drohen Notsicherungsmaßnahmen durch das Landratsamt in Ersatzvornahme mit dem Bagger. Diese könnten aber durch eine Notsicherung in Eigenregie mit behutsamer Vorgehensweise abge-



Ehemalige Baumwollspinnerei Bodemer in Zschopau

wendet werden. Die Größe und Vielfalt der Gebäude und Bauzustände verlangt nach erheblichen Anstrengungen zur Rettung des Baudenkmals.

Fabrikdorf Himmelmühle in Wiesenbad

Die Spinnmühle nördlich des Kurbades Wiesenbad gehört zu den ältesten Fabrikbauten im Erzgebirge. Bereits 1639 wird an dieser Stelle eine Brettmühle erstmals erwähnt. 1834, in der Hochphase der aufkommenden mechanischen Spinnerei, ließ der Chemnitzer Kaufmann G. F. Oelhey eine Baumwollspinnerei errichten. Er betrieb bereits zuvor in Chemnitz-Alten-dorf eine kleinere Spinnmühle unter seinem Namen. So entstand in Himmelmühle ein fünfstöckiger, sehr lang gezogener Baukörper mit Walmdach und zwei langen Dachhechten, geprägt durch den markanten Haupteingang an der Giebelseite der Spinnerei. In jenen Jahren war es einer der größten Fabrikbauten außerhalb von England. Gegenüber der Spinnmühle diente das alte Herrenhaus mit Park als Wohn- und Verwaltungsbau.

Mit anfänglich 11.232 Spindeln und 300 Beschäftigten ist sie ein Vorbild für eine moderne Industriesiedlung im 19. Jahrhundert. In diesem Zustand bestand sie bis zum Ersten Weltkrieg. Nach dem Ende des Spinnereibetriebes stand sie wenige Jahre leer, bevor 1921 der Fabrikant M. Schmidt sie entdeckte und ori-



Bauzustand im Jahr 2017



Zustand nach der Schadensbeseitigung am Dach



Überreste der Himmelmühle

ginalgetreu rekonstruierte. In den alten Spinnsälen richtete er die erste Schokoladenfabrik im Erzgebirge ein. Aus der alten Spinnerei wurde so bis zum Zweiten Weltkrieg ein Mittelpunkt der Genussmittelproduktion. Nach der Enteignung 1946 ging das Areal in Staatsbesitz über und wurde eine Zeit lang als Frauengefängnis genutzt, wohl auch dank seiner abgeschiedenen Lage. Zuletzt war hier ein Ersatzteillager des „VEB DKK Scharfenstein“ eingerichtet. Mit der Wende wurde auch diese Nutzung aufgegeben.

2015 war das Gebäude noch vollständig erhalten. Bauwerksschäden waren nicht erkennbar. Ein geringfügiger Schaden am Dach wurde jedoch 2017 mit einem Bagger „beseitigt“, sodass das Treppenhaus einstürzte(!). Im Frühsommer 2019 erfolgte schließlich der Abriss des Gebäudes, das zuvor von der Gemeinde Wiesenbad gekauft worden war, damit ein erheblicher Betrag an Fördermitteln für den Abriss bereitgestellt werden konnte.

Einige Relikte wie das Eingangsportal und die Grundmauern will man erhal-

ten. Durch mehrere Schautafeln soll die Geschichte des Industriedenkmals erläutert werden. Ein äußerst negatives Beispiel für den Umgang mit Industriekultur.

Spinnerei Wolkenburg

Detlef Carl Graf von Einsiedel gehört zu den frühen Fabrikanten der sächsischen Industriege-

schichte und ist zugleich ein Sprössling einer der bedeutendsten Adelsfamilien in Mitteldeutschland. Neben der Forschung an verschiedensten Chemikalien sowie einer Erneuerung des Hüttenwesens in Deutschland im späten 18. Jahrhundert befasste er sich in Wolkenburg mit dem Spinnverfahren von Schafswolle. 1795 gründete er, auf seinen Erkenntnissen aufbauend, eine erste „Schafwoll-Maschinenspinnerei“ in Wolkenburg bei Chemnitz. Sie gehört damit zu den drei Gründungsspinnereien der mitteldeutschen Textilindustrie. Da die Fertigungstechniken für Mule- und Waterframegarne bereits durch Privilegien vergeben waren, nutzte er den Spinnprozess für Schafswolle. Dazu ließ er eigens für die Fertigung Merinoschafe in Wolkenburg züchten. Die Krepel- und Spinnmaschinen aus England gehörten zu den ersten in Deutschland. Das Verfahren setzte sich jedoch infolge von Qualitätsmängeln nicht durch und so wurde 1808 die Fertigung auf Mulegarn auf Baumwollbasis umgestellt.

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurde das Unternehmen in den „VEB Malitex Wolkenburg“ umgewandelt und diente

später als Zweigwerk der Herstellung von Malimo-Textilprodukten. Die Stilllegung des Standortes erfolgte 1990.

Die alte Schafwollspinnerei ist heute das einzige noch erhaltene Gebäude der ehemaligen Spinnerei Wolkenburg. Das Gebäude wurde im Stil des französischen Klassizismus errichtet (Architekt Johann August Giesel) und ist bis heute in einem guten Zustand. Gegenwärtig wird nach einer neuen Nutzung gesucht. Es wurde ein Gutachten erstellt und ein Kurzfilm angefertigt.

Spinnmühle Schlettau

Der Fabrikant Johann Traugott Naumann ließ im Jahr 1824 durch den Architekten Johann Traugott Lohse die Spinnmühle Schlettau in dem für ihn charakteristischen Palaststil errichten. 1872 erfolgte der Umbau zu einer Mühle, da sich die Spinnerei nicht mehr lohnte. Später wurde sie als Knochenstampfe genutzt und 1894 war eine Leimsiederei ansässig.

Der gegenwärtige Besitzer ist ein lokaler Abbruchun-

ternehmer. An Erhalt und Nutzung der ehemaligen Spinnmühle besteht kein Interesse. Hier sind besondere Bemühungen erforderlich, um das interessante Gebäude zu retten und vielleicht eine Verbindung zum Schlossgelände herzustellen. Das wäre als Gewinn für die Stadt Schlettau anzusehen.



Bauzustand der Schafwollspinnerei Wolkenburg im Jahr 2018



Bauzustand der Spinnmühle Schlettau im Jahr 2018

Netzwerknachrichten

Zum 85. Geburtstag des Formgestalters Karl Clauss Dietel

Stadtforum Chemnitz

Wer kennt sie nicht, das Heliradio mit den Kugelboxen, die Mokicks der Reihe Simson SR 4-2, die Schreibmaschine Erika 50/60 oder den Wartburg 353? Prof. Karl Clauss Dietel ist weithin für die von ihm entworfenen und von der Industrie der DDR hergestellten Produkte bekannt. Auch wenn viele seiner Entwürfe von der DDR-Mangelwirtschaft nicht umgesetzt werden konnten, sind sie doch herausragende Leistungen der ostdeutschen Designentwicklung.

Was hat aber ein Formgestalter wie Karl Clauss Dietel mit Städtebau und Denkmalschutz zu tun? Seit mehreren Jahren ist er dem Chemnitzer Stadtforum eng verbunden. Regelmäßig nimmt er an dessen Diskussionsabenden teil und bringt sich aktiv ein, so z. B. mit Hilfe von mitgebrachten Materialien zu den Planungen einer wunderbaren Passage von der Brückenstraße zum Johannisplatz von 1935 oder zu den irrwitzigen Vorstellungen der „autogerechten Stadt“ Chemnitz von 1965.



Prof. Karl Clauss Dietel vor der Großplastik „Wandel“

Im Jahr 1990 gelang es ihm die Sprengung der alten Harlaßgießerei in Chemnitz abzuwenden, die dann ab 1997 zum Sächsischen Industriemuseum umgebaut wurde. Ein großartiger Erfolg für die Industriekultur!

Als Ehrenvorsitzender der Marianne-Brandt-Gesellschaft hält er auch die Erinnerung an die bedeutendste deutsche Metallgestalterin des 20. Jahrhunderts und ihr mit dem Bauhaus verbundenes Wirken wach. Anlässlich des 2. Metallischen Festes schuf er zu Ehren von Marianne Brandt 2007 die Großplastik „Wandel“.

Vehement streitet er um die Erhaltung des Stadthallenparks, lädt Vertreter der Industrie- und Handelskammer zum Diskussionsabend ein. So wie das Credo seiner Entwürfe die Nachhaltigkeit, Einfachheit und das „Offene Prinzip“ sind, strebt er in der Stadtgestaltung Lösungen an, die den Menschen dienlich sind. Die leben-

dige, urbane Stadt, in deren Zentrum der KFZ-Verkehr zurückgedrängt werden muss, oder wo und wie der Stadtbrunnen gebaut werden sollte, damit befasst sich der Formgestalter im „Unruhestand“.

Das Stadtforum Chemnitz gratuliert Prof. Karl Clauss Dietel nochmals herzlich und freut sich auf weitere Anregungen.

„Stadt in der Stadt“ – Traumhaus als Kindheitstraum

Sebastian Kirsch, Leipziger Denkmalstiftung

Man nehme etwa 310 hochmotivierte Kinder im Alter von 6 bis 12 Jahren, drücke ihnen Werkzeug und Materialien in die Hände und lasse sie innerhalb von zwei Wochen nach ihren Wünschen und Ideen eine komplette Stadt bauen – mit so wenig Vorgaben wie möglich. Klingt nach einem chaotischen Plan, oder? Ist es aber nicht. Denn die Kinder werden von vielen ehrenamtlichen Helfern und den Mitarbeitern von zahlreichen soziokulturellen Zentren und Vereinen aus Leipzig unterstützt, die sich auch 2019 wieder für die reibungslose Realisierung der 14. Auflage von „Stadt in der Stadt“ zusammengetan haben. Zu den Kooperationspartnern zählte 2019 auch DENKMALSOZIAL, dessen Stand durch Mitarbeiter der Leipziger Denkmalstiftung betreut und durch Pflanzenspenden des „gemeinsam grün e.V.“ unterstützt wurde.

In diesem Jahr wurde das knapp 6.000 Quadratmeter große Grundstück vor der Sack'schen Villa im Stadtteil Grünau-Ost vorübergehend zum wahrscheinlich größten Spiel- und Abenteuerplatz in ganz Leipzig. Neben der Teilnahme an verschiedenen Aktivitäten wie Workshops, in denen z.B. verschiedene Gewerke vorgestellt wurden, konnten die Kinder malen, basteln oder auch einfach etwas spielen. Nebenbei erhielten sie eine Vorstellung vom sinnvollen Einsatz von Ressourcen und ein praktisches Gefühl für den nachhaltigen Umgang mit wichtigen Rohstoffen. Der sichere Umgang mit Werkzeug-

gen und Materialien war dabei genauso wichtig wie Verantwortung in der Gemeinschaft und Organisation im Team. Die technischen Fähigkeiten und sozialen Erfahrungswerte wurden spielerisch aufgebaut und völlig frei umgesetzt. Somit wird nicht nur die Resilienz gestärkt, sondern auch das Gemeinschaftsgefühl und das Selbstbewusstsein. Wer kann schon von sich behaupten, einen florierenden Blumenladen, ein bürgernahes Polizeirevier oder ein innovatives Krankenhaus geplant und auch gebaut zu haben? Die Wahl des Bürgermeisters läuft dabei ebenso demokratisch ab wie die Namensgebung der Stadt.

Unter der Leitung des Haus Steinstraße e.V. wird das Ferienspiel seit 2006 alle zwei Jahre an einem anderen Ort in Leipzig angeboten. Auf diese Weise können verschiedene Regionen erreicht und somit unterschiedliche Schulen und Kinder gefördert werden. Darüber hinaus hat das Projekt in diesem Jahr maßgeblich zur Umnutzung des Robert-Koch-Parks und der anliegenden Gebäude beigetragen.



„Kräuterkunde“ – im Hintergrund der durch die Beteiligung der zwei Vereine realisierte Blumenladen.

„Provinzvoller“ Leben – Das Kulturprojekt Kloster Posa

Philipp Baumgarten, Kultur- und Bildungsstätte Kloster Posa e. V., Zeitz

Im Jahr 2013 gründete sich der Verein „Kultur- und Bildungsstätte Kloster Posa e. V.“, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, den historischen Ort des ehemaligen Klosters am Rande des Zeitzer Stadtgebietes wiederzubeleben. Im gleichen Jahr erhielt der Verein das städtische Gelände zur Pacht.

„Mit seinen Vorhaben möchte der Verein der rezessiven Entwicklung der vergangenen 30 Jahre entgegenwirken. Dazu arbeitet er die Standortvorteile von Zeitz heraus, stellt sie kreativen Sachverhalten gegenüber und eröffnet damit Möglichkeitsräume. Das Konzept sieht vor, Angebote in den Bereichen Kultur und Bildung zu schaffen, Vernetzung und Austausch zu fördern sowie Aspekte des gemeinschaftlichen Lebens miteinander zu vereinen. In verschiedenen Projekten konnten diese Vorhaben bereits umgesetzt und ein vielseitiges Kulturprogramm mit bis zu 50 Veranstaltungen im Jahr verwirklicht werden. Aber auch der innerstädtische Leerstand steht im Fokus der Vereinsarbeit. In den vergangenen Jahren konnten im Rahmen des Kunstprojekts OPEN SPACE ZEITZ verschiedene Gebäude für die Öffentlichkeit zugänglich gemacht und Zwischenutzungskonzepte gefördert werden.“

Aus dem Wunsch heraus, das vorhandene Potential des Klostergeländes, der Stadt Zeitz und ihrer Umgebung zu stärken, setzen sich die Mitglieder ebenfalls für die Schaffung neuer soziokultureller Strukturen in der Region ein. Posa ist zum neuen Lebensmittelpunkt geworden und beherbergt heute neben einem Theateratelier, eine Siebdruckwerkstatt, ein Medienkunstatelier, ein Atelier für Kunsthandwerk, eine Holzwerkstatt, eine Dunkelkammer und verschiedene Vereinsräume. Auch der traditionelle Weinanbau, der historisch auf den Klosterbetrieb zurückgeht, wird seit wenigen Jahren in Verbindung mit dem Verein fortgeführt.

Die Symbiose aus einem bedeutenden Klosterareal und kreativen, engagierten Menschen kommt sowohl dem Ort an sich, wie auch der Stadt Zeitz und ihrer Außenwirkung in den Bereichen Kultur, Bildung und Tourismus gleichermaßen zugute und gestaltet Zukunft auf der Basis von Tradition. Indem die meisten Mitglieder des Vereins auch gleichzeitig Bewohner des Areals sind, entsteht eine Dichte zwischen Wohnen und Wirken, die dem einstigen Klosterleben nahekommt – allerdings in säkularer Form.



POSA Calling Festival im August 2018

Gründung des Vereins Stadt und Schloß Mutzschen e.V.

Falk Zeuner, Stadt und Schloß Mutzschen e. V.

Seit Mutzschen 2012 keine eigenständige Stadt mehr ist, sondern ein Teil der Stadt Grimma, ist das Gemeinschaftsgefühl auf der Strecke geblieben. Und als dann auch noch das einzige gemeinschaftlich genutzte Gebäude – die ehemalige Großküche – aus Brandschutzgründen gesperrt wurde, war so gut wie nichts mehr los. Das änderte sich erst, als wieder Leben in das Schloss einzog. Die Amerikanerin Deborah Hey – eine passionierte Motorradfahrerin und erfahrene Geschäftsfrau – hatte das Objekt von der Stadt übernommen und entwickelt es seitdem zu einem Motorradressort. Das amerikanische Restaurant war als erstes fertig und dort trafen sich dann nicht nur viele Biker, sondern auch Einheimische und Gäste.

Endlich passierte wieder etwas in Mutzschen und schnell war klar: das Projekt kann sich nur gut entwickeln, wenn auch der Ort Mutzschen wieder an Attraktivität gewinnt. Dafür sollte ein neuer Verein gegründet werden. Zur gleichen Zeit hatte der Ortschaftsrat die Idee, die ehemalige Großküche von der Stadt Grimma zurückzukaufen und über einen Verein zu betreiben. Schnell waren sich beide Gruppen einig: EIN Verein, der Mutzschen voranbringen will und auch noch ein passendes Gemeinschaftsprojekt hat, ist die beste Lösung. Die Idee wurde öffentlich vorgestellt und im Februar 2019 die Gründungsversammlung

abgehalten. In der Großküche wurde ein Tag der offenen Tür organisiert, alle ortsansässigen Vereine beteiligt und vielen neugierigen Mutzschenern die Gelegenheit gegeben, ihre Wünsche und Ideen für eine zukünftige Nutzung einzubringen.

Nach der geplanten Übertragung auf den Verein wird es noch sehr viel Arbeit geben. Aber gerade das schafft Gemeinschaft – gemeinsam an einem Ziel zu arbeiten. Bewiesen wurde das schon bei einer Vielzahl von gelungenen Veranstaltungen: z. B. Ein großer Arbeitseinsatz, ein Musikfest, Trödelmarkt, Filmnacht oder Obstquetschfest. Beim Sächsischen Mitmach-Fonds hat der Verein gleich zwei Preise abgeräumt. Mutzschen bekommt Lademöglichkeiten für Pedelecs und Elektroautos gesponsert und für den Umbau der Großküche zu einem Gemeinschaftshaus werden Fördermittel zur Verfügung gestellt. Die Website www.mutzschen.de ist mittlerweile online und im Ort gibt es wieder Schaukästen mit den Infos für die nächsten Veranstaltungen. Es tut sich wieder etwas in Mutzschen!



Weihnachtsmarkt am Schloss Mutzschen

Stadtforum Altenburg – Eine erstaunliche Entwicklung

Johannes Schaefer, Stadtforum Altenburg

Nach dem Tod von Peter Gzik im Dezember 2018 stand das Stadtforum Altenburg mit seinem engagierten, aber sehr kleinen Kreis an aktiven Mitstreitern vor einer Zäsur. Wie kann die große Lücke, die Peter hinterlassen hat, geschlossen werden? Ist es überhaupt möglich und sinnvoll, sich für die Kommunalwahlen im Mai 2019 zu engagieren? Wie groß sind unsere Chancen? Wie soll es weitergehen?

Erfreulicherweise konnten ganz viele Mitstreiter und Freunde des Stadtforums aber auch neue interessierte Menschen aktiviert und an das Stadtforum gebunden werden. Mit einem fröhlichen, für Altenburg einzigartigen und belebenden Wahlkampf hat das Stadtforum viel Zuspruch erhalten und an Lebendigkeit gewonnen.

Mit einem klaren, detaillierten Wahlprogramm für eine lebendige, zukunftsorientierte Stadt mit attraktiven Wohnumfeld unter aktiver Einbeziehung der historischen Architektur- und Kulturschätze sind wir zu den Stadtratswahlen in Altenburg mit dem

Ziel angetreten, wieder Fraktionsstärke zu erreichen. Dieses Mal mit einer eigenen Liste mit 36 Kandidaten. Fraktionsstärke heißt, mit wenigstens drei Vertretern und damit unabhängig von anderen Parteien. Diese Hoffnungen hat das Wahlergebnis nun weit übertroffen. Das Stadtforum wurde nicht nur drittstärkste Kraft, sondern kann sogar fünf der insgesamt 36 Stadtratssitze für sich beanspruchen. Für Johannes Schaefer, Mitbegründer des Stadtforums, bedeutet das Wahlergebnis einen großen Ansporn: „Unsere Aufgabe der kommenden Jahre ist Altenburg mit Weitblick zu entwickeln, dabei auf seine Alleinstellungsmerkmale zu achten und allem ein gutes Miteinander zugrunde zu legen. Zwar geben uns die fünf Stadtratsmandate mehr Gewicht als bisher, um unsere Positionen zu vertreten. Wesentlicher Grundsatz unserer sachorientierten und unparteilichen Arbeit bleibt aber der Dialog und der respektvolle Umgang mit anderen Standpunkten.“



Liste 7 ⊗ ⊗ ⊗

ES GEHT NOCH BESSER!

**MITDENKEN!
MITREDEN!
MITHANDELN!**

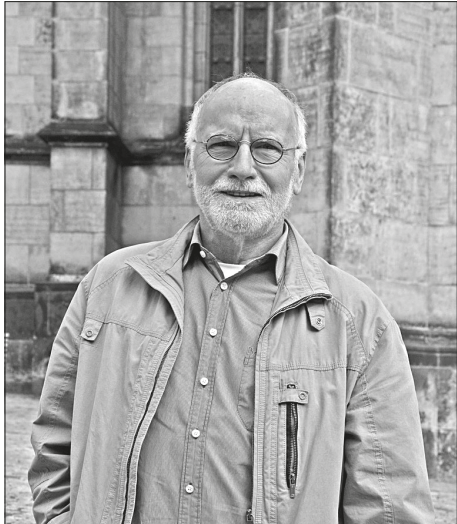
**Stadtforum
Altenburg**
Forum für
Stadtentwicklung und
Denkmalschutz

Die Kandidaten des Stadtforums Altenburg zur Stadtratswahl 2019

Nachruf auf Peter Gzik vom Stadtforum Altenburg

Netzwerk Stadtforen Mitteldeutschland

Am 6. Dezember 2018 verstarb völlig unerwartet Peter Gzik, Mitbegründer und Motor des Stadtforums Altenburg. Die Mitglieder des Netzwerks Stadtforen Mitteldeutschland kannten Peter als sehr herzlichen und engagierten Menschen, der mit Altenburg tief verbunden war. In seinem rastlosen Einsatz für Denkmalschutz und Stadtentwicklung war er nicht nur für seine Heimatstadt, sondern auch für das Netzwerk Stadtforen Mitteldeutschland über viele Jahre eine große Bereicherung. Wir erinnern uns gerne an gemeinsame Aktivitäten und werden Peter als aufrechten und unermüdlichen Streiter für den Erhalt unseres baukulturellen Erbes, für Demokratie und Bürgerbeteiligung immer im Gedächtnis behalten.



Wir trauern um Peter Gzik vom Stadtforum Altenburg

Bericht: 13. Vernetzungstreffen der Stadtforen Mitteldeutschlands

Marcel Naumann, Arbeitskreis Innenstadt e. V., Halle (Saale)

Das Netzwerk Stadtforen Mitteldeutschland verbindet Initiativen und Vereine, die sich mit ihrem Engagement der bürger-nahen Stadtentwicklung sowie dem Erhalt von Baudenkmalen und gewachsenen städtischen Strukturen widmen. Ein fester Bestandteil der Netzwerkarbeit ist das jährlich stattfindende Vernetzungstreffen, das dem gegenseitigen Kennenlernen, dem Austausch von Ideen, Wissen und Erfahrung sowie der Festigung der Verbindungen untereinander dient. Das mittlerweile 13. Vernetzungstreffen fand am 13. und 14. April in Altenburg statt. Getagt wurde im „Forum Thüringer Hof“, einem in privater Initiative vorbildlich sanierten ehemaligen Gasthof, dessen Saal heute für kulturelle Veranstaltungen genutzt wird.

Im ersten Teil des Treffens berichteten Vertreter von Initiativen und Vereinen aus Altenburg, Braunschweig, Chemnitz, Dresden, Halle, Leipzig, Zittau und Zwickau von ihrer Arbeit. Die vorgestellten Themen und Projekte waren sehr vielfältig und reichten von der Sanierung einzelner Baudenkmale über das Engagement zur Revitalisierung von vernachlässigten Stadtteilen bis zur Arbeit in städtischen Gremien und der Kommunalpolitik. Auch die aktuellen Arbeitsschwerpunkte des Sächsischen Arbeitskreises Spinnmühlen wurden vorgestellt. Der Arbeitskreis setzt sich für die Erhaltung dieser bedeutenden baulichen Zeugnisse aus der Frühphase der Industrialisierung ein. An seiner Gründung waren Mitglieder des Netzwerks maßgeblich beteiligt.

Für den zweiten Teil des Treffens wurden externe Fachreferenten eingeladen, die in ihren Vorträgen den angereisten Teilnehmern interessante Ideen und Konzepte zur Stadtentwicklung präsentierten. So referierte der Altenburger Bürgermeister Frank Rosenfeld über Instrumente und Strategien im Umgang mit verwaorsten Immobilien, den sogenannten „Ruinen mit Potenzial“. Gernot Lindemann stellte im Anschluss am Beispiel des halleischen Stadtteils Glaucha die Eigentümermoderation als wirksames Mittel zur Wiederbelebung Stadtvierteln vor.

Abgerundet wurde das Treffen durch ein gemeinsames Abendessen sowie durch die traditionellen Stadtführungen, welche am Sonntag stattfanden. In der ersten Führung gab Dr. Bernd Drischmann, Stadtbaudirektor a. D., interessante Ein-

blicke in die Entstehung und Entwicklung der Stadt Altenburg im Hoch- und Spätmittelalter. Am Sonntagnachmittag führte Marko Heinke vom Stadtforum Altenburg die Teilnehmer des Treffens durch das über viele Jahre vernachlässigte Gründerzeitviertel an der Blauen Flut, für dessen Revitalisierung sich Ende 2017 eine bürgerschaftliche Initiative gegründet hat.

Dem Stadtforum Altenburg als Organisator des Treffens gebührt der große Dank der Teilnehmer, denen die sehr angenehme Atmosphäre und die interessanten Redebeiträge in positiver Erinnerung bleiben werden. Im nächsten Jahr treffen sich die Netzwerkmitglieder am 25. und 26. April in Zittau.

Wir freuen uns auf ein Wiedersehen!



Die Teilnehmer des 13. Vernetzungstreffens der Stadtforen Mitteldeutschland in Altenburg.

Informationen In eigener Sache

Das Netzwerkmagazin wird ehrenamtlich erarbeitet. Die Kosten für Druck und Vertrieb werden von den Redakteuren, Autoren und den im Netzwerk Stadtforen Mitteldeutschland organisierten Initiativen und Vereinen getragen. Diesen gilt unser besonderer Dank. Spenden zur Unter-

stützung des Netzwerkmagazins können auf das Konto des Arbeitskreises Innenstadt e. V., Halle, überwiesen werden.

IBAN: DE47 8005 3762 0380 7794 85
BIC: NOLADE21HAL
Saalesparkasse Halle

Kontakt zu den Stadtforen bzw. Netzwerkpartnern (Auszug)

Stadtforum Altenburg, Johannes Schaefer:
post@stadtforum-altenburg.de

Stadtforum Chemnitz, Gert Rehn:
stadtforum.chemnitz@yahoo.de

Forum für Baukultur e. V., Dresden,
Dr. Sebastian Storz & Susanne Reichle:
villa-salzburg@t-online.de

Arbeitskreis Innenstadt e. V., Halle (Saale),
Marcel Naumann:
mail@aki-halle.de

Gernot Lindemann, Leipzig:
gernotlindemann@gmx.de

Industriekultur Leipzig e. V.,
Dave Tarassow:
d.tarassow@industriekultur-leipzig.de

Leipziger Denkmalstiftung,
Sebastian Kirsch:
sebastian.kirsch@leipziger-denkmalstiftung.de

Stadt und Schloß Mutzschen e. V.,
Falk Zeuner:
info@mutzschen.de

**Kultur- und Bildungsstätte
Kloster Posa e. V., Zeitz**,
Philipp Baumgarten:
baumgarten@kloster-posa.de

Stadtforum Zittau,
Matthias Böhm:
stadtforum-zittau@web.de

Netzwerk Industrie.Kultur.Ost, Zwickau,
Sebastian Dämmeler:
kontakt@industrie-kultur-ost.de

Abbildungsnachweis

Philipp Baumgarten: S. 34
Matthias Böhm: S. 20
Bwag/Wikimedia: S. 11
Basti Dämmeler: Titelseite, S. 3, 4, 19, 29
Gernot Lindemann: S. 24
Gert Rehn: S. 6, 8, 12, 26, 27, 28, 30, 31,
32, Rückseite o.
Johannes Schaefer: S. 38

Gert Schütze: S. 15
Stadtforum Altenburg: S. 36, 37
Steinstraße e. V.: S. 33
Dr. Sebastian Storz: S. 21, 22
Stadtverw. Halle/OpenStreetMaps: S. 25
Dave Tarassow: S. 17
Falk Zeuner: S. 35

Bezugsmöglichkeiten

Das Netzwerkmagazin ist in folgenden Geschäftsstellen erhältlich:

Leipziger Denkmalstiftung

Luppenstraße 28, 04177 Leipzig
netzwerk-stadtforen@gmx.de

Öffnungszeiten:

Mo 9.00–12.00, Di/Do 9.00–15.30 Uhr
und Fr 9.00–13.00 Uhr

Stadtforum Chemnitz

c/o Umweltzentrum Chemnitz
Herr Manfred Hastedt
Henriettenstraße 5, 09112 Chemnitz
stadtforum.chemnitz@yahoo.de

Öffnungszeiten:

Mo-Do 9.00–15.00 u. Fr 9.00–15.00Uhr

Arbeitskreis Innenstadt e.V.

Schmeerstraße 25, 06108 Halle (Saale)
mail@aki-halle.de

Öffnungszeiten:

Di 11.00–14.00 und Do 14.00–18.00 Uhr

Bestellungen bitte per E-Mail an *mail@aki-halle.de*. Zwei Magazine werden Ihnen gegen einen Unkostenbeitrag von 5,00 Euro zugesandt.

Bankverbindung des AKI Halle e.V.:

IBAN: DE47 8005 3762 0380 7794 85
BIC: NOLADE21HAL, Saalesparkasse Halle

Bestellung

Bitte per E-Mail an *mail@aki-halle.de*. Zwei Ausgaben des Netzwerkmagazins STADTFORUM werden Ihnen gegen einen Unkostenbeitrag von 3,00 Euro zugesandt.

Arbeitskreis Innenstadt e.V.
IBAN: DE 47 8005 3762 0380 7794 85
BIC: NOLADE21HAL
Saalesparkasse Halle



Mit Namen gekennzeichnete Beiträge müssen nicht der Meinung der Redaktion entsprechen. Nachdruck von Bildern und Artikeln, auch auszugsweise, nur mit schriftlicher Genehmigung.

Zu spät eingelieferte Artikel werden für die nächste Ausgabe vorgesehen. Wir bitten ständig um neue Artikel und Berichte, diese bitte per E-Mail an: *netzwerk-stadtforen@gmx.de* einsenden.

Herausgeber: NETZWERK Stadtforen Mitteldeutschland
Kontakt: V. i. S. d. P. Wolfram Günther, Stadtforum Leipzig, c/o Leipziger Denkmalstiftung, Capa-Haus, Luppenstr. 28, 04177 Leipzig, E-Mail: *netzwerk-stadtforen@gmx.de*
Redaktion: Marcel Naumann, Gert Rehn
Gestaltung: Patrick Lohse
Erscheinungsweise: einmal jährlich

MIT BEITRÄGEN ZUR

 Stadtentwicklung

 Baudenkmalpflege

 Mobilität

